
46584
37.7
WIDENER
HN Y1AN M
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY






# WALTHER

# VON DER VOGELWEIDE.

VON

EDWARD SAMHABER.

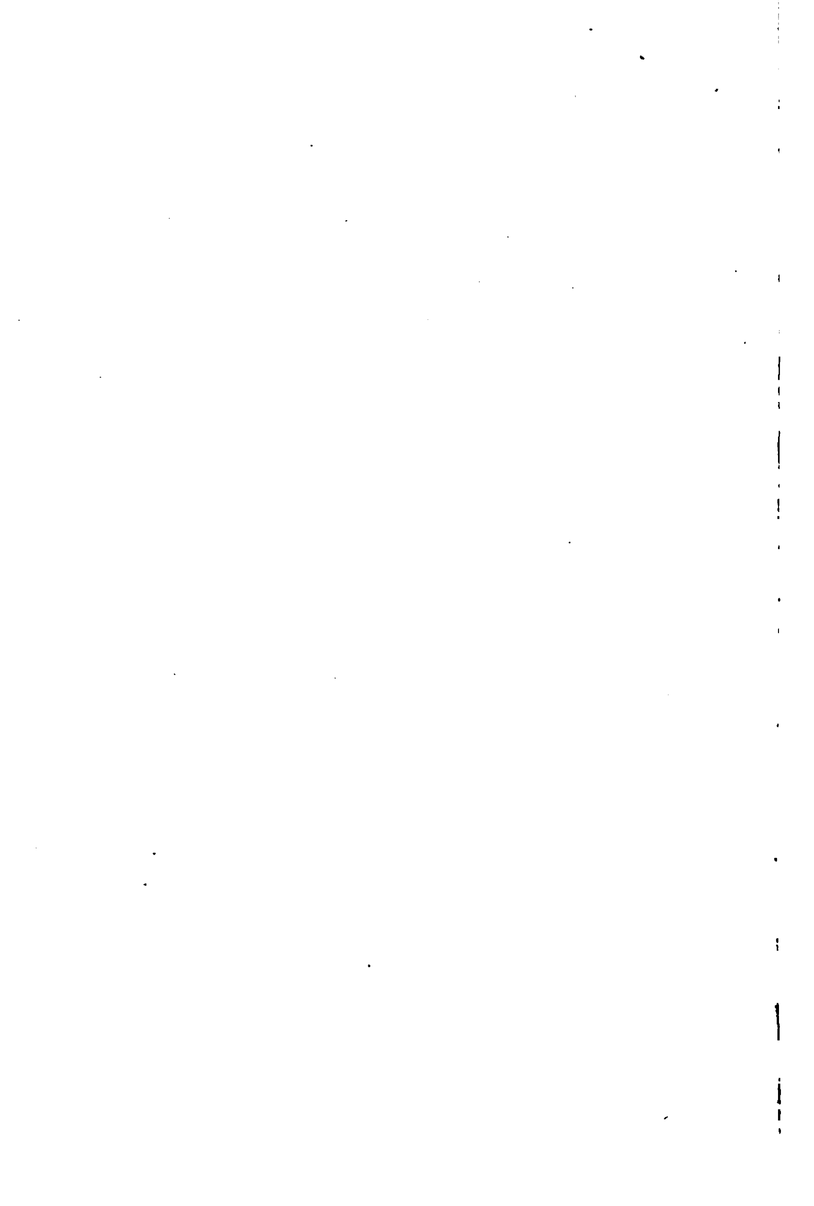
---

NEUE AUSGABE.



Laibach.
Verlag von Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.
1884.





# Walther von der Vogelweide.

Von

Edward Samhaber.

Neue Ausgabe.



Laibach.

Druck und Verlag von Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.

1884.

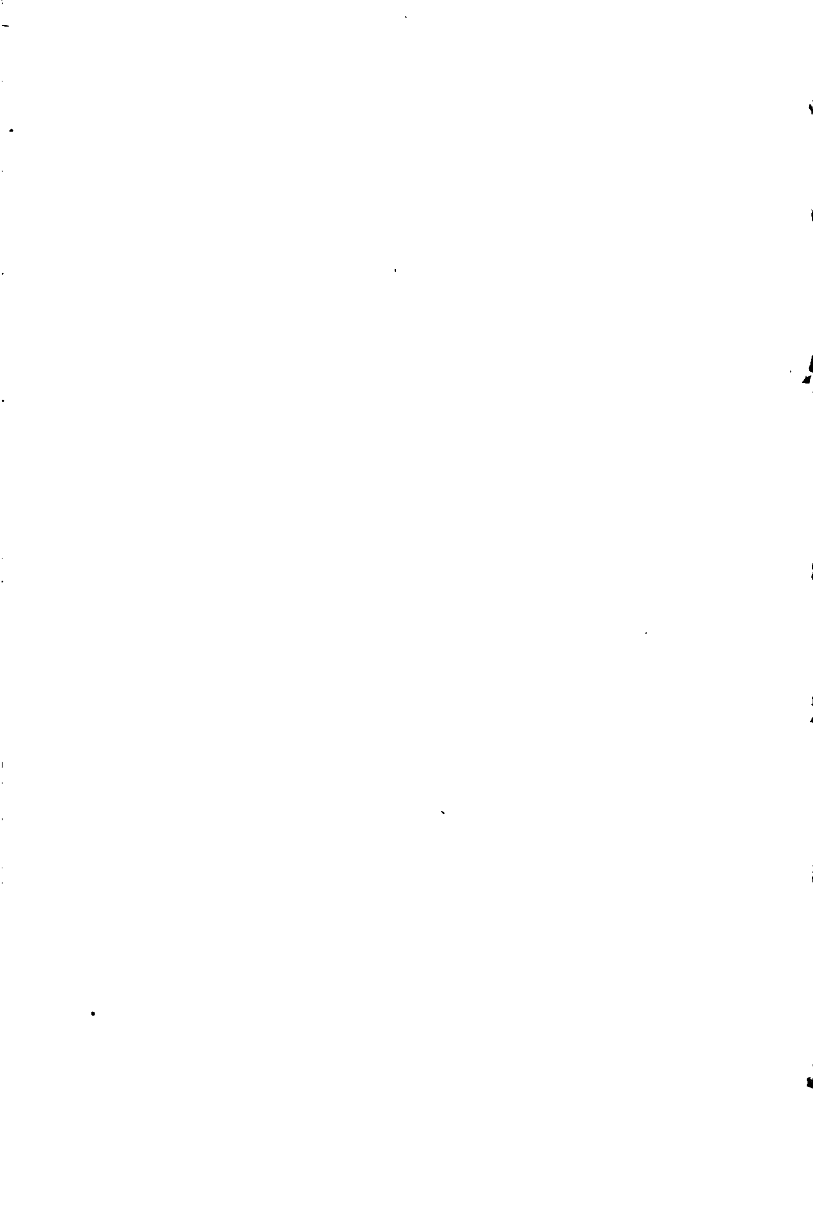


Herrn

Dr. Victor v. Scheffel

zugeeignet.





Vorliegende Arbeit bringt eine Auswahl aus den Liedern und Sprüchen Walthers von der Vogelweide und verflicht sie in ein Lebensbild des Dichters, indem sie zugleich einzelne Capitel mit Originaldichtungen beginnt oder endet, die als ein Ausfluss wärmster Begeisterung für den mittelalterlichen Lyriker entstanden sind und subjectiven Stimmungen, welche den Autor während der Arbeit beseelt haben, Ausdruck geben.

Was das Leben Walthers betrifft, so hat der Verfasser die bedeutendsten Momente desselben als Grundlage für eine Reihe von Gemälden verwerthet, die, in poetischer Weise ausgeschmückt, nicht sowohl ihrer selbst willen, als vielmehr dazu da sind, um als erläuternder Text die eingestreuten Dichtungen gleichsam arabeskenartig zu umschlingen. Mit Rücksicht darauf, dass Walthers Leben von der Wiege bis zum Grabe in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt ist und erst aus den Dichtungen auf dem Wege hypothetischer Forschung erschlossen worden ist, glaubte ich diese Art und Weise der Conception, wenn auch nicht vor dem engeren Kreise der Fachgelehrten, so doch vor dem grossen deutschen Volke rechtfertigen zu können, an welches sich das Büchlein nicht ohne Bangen wendet.

Die eingestreuten Lieder und Sprüche Walthers sind in der Weise nachgedichtet worden, dass ich die in ihnen verkörperte Gedankenwelt in ein poetisches Kleid gebracht habe, welches heutiger Sprach- und Denkweise entspricht. Freilich läuft man bei diesem Wege poetischer Uebertragung Gefahr, zu viel Modernes in die alte Dichtung hineinzubringen, und dennoch scheint mir derselbe selbst in dem Falle, dass man kein getreues Abbild des Alten bringe, der einzig berechtigte, um unser Volk für die ihm fremde und unverständlich gewordene Welt altdeutscher Dichtung zu erwärmen; denn die Originaldichtungen Walthers wort- und versgetreu zu übersetzen, ohne undeutsch zu werden, dürften selbst die congenialsten Uebertragungen der Zukunft kaum jemals im Stande sein. Man versuche nur das unnachahmliche Gedicht Walthers »Unter der Linde« im Neuhochdeutschen wiederzugeben, und man wird sehen, dass die beste Uebersetzung, auch die Simrocks nicht ausgenommen, nur als eine matte Wiedergabe des Originales erscheint.

So war ich denn gezwungen, von Walthers poetischem Apparate oft ganz abzusehen und manchen Tropus durch einen neuen zu ersetzen, der, ich gestehe es offen, nur schwach und schwankend wiedergibt, was jener in lebendig anschaulicher Weise zu sagen versteht. Dies gilt nicht nur von ungewöhnlichen Ausdrücken, wie: »*ich swinge im alsô swinden widerswanc*«; »*dêswâr ich gewinne ouch lîhte knollen*«; »*sît si die schalkheit wellen, ich gemache in vollen kragen*«; »*geben e dem lobe der kalc wurd abe getragen*«; »*swâ man daʒ spürt, eʒ kêrt sîn hant und wirt ein swalwenzagel*« u. s. f., selbst einfachere Ausdrucksweisen bieten unendliche Schwierigkeit, da viele Worte theils ausgestorben, theils in veränderter Bedeutung erhalten sind.

Was die metrische Form betrifft, so suchte ich sowohl in den Liedern als den Sprüchen womöglich die Anzahl der Verszeilen einer Strophe und die Reimstellung beizubehalten, erlaubte mir jedoch in Bezug auf das Silbenmass Abweichungen, die z. B. bei dem in den Sprüchen fast durchwegs angewandten, uns Deutsche so anheimelnden jambischen Quinar eine um so grössere Schwierigkeit boten, da ich mich genöthigt sah, den ohnedies in knapper Form gegebenen Gedankengehalt Walthers in eine noch knappere Form zu zwingen.

So möge denn mein »Walther von der Vogelweide« eine freundliche Aufnahme bei meinem Volke finden und ihm, wenn auch nur einen kleinen Bruchtheil jener Freude bereiten, welche mir die Arbeit so vieler einsamer Stunden in Heimat und Fremde gebracht hat.

Der Verfasser.





## Ausfahrt.

Es war ein herrlicher, thaubesprengter Maimorgen des Jahres 1180, als die Brennerstrasse aufwärts dem Innthale zu ein schmucker Jüngling ritt. Ein scharfer Frühwind zog durch die blonden Locken und schlug sie um ein frisches, mädchenhaftes Antlitz, aus dem ein Paar blauer Augen so recht offen in die Welt hinausblickte, die in zauberhafter Fremde vor ihm lag. Auf der Höhe der Strasse hielt das Rösslein an. Seit frühen Tagen stand hier eine Buche und warf kühlen Schatten ins weiche Gras. Du kluges Rösslein, rief der Jüngling aus, als ob du fühltest, dass man vom Freunde nicht so scheiden dürfe! Er neigt den Ast? Hab Dank, Geselle! Ja so! Ein grünes Laub auf das Barett! Und nun lebt wohl ihr Lerchen, Drosseln, Amseln, Finken, und wie ihr alle heissen mögt, die ihr in grüner Hecke singt und springt! Ahi, wie euer Lied ins Herz mir drang!

Es lockt und ruft. Mir wird, ich kann's nicht sagen,
Doch drängt es mich, zu wetten und zu wagen.
Erst war's ein Zwitschern nur, ein heimlich Lallen,
Ihr sangt mir vor, ich nach, bald laut, dann leise,
Und so da draussen in den grünen Hallen,
Ich weiss nicht wie, erlernt' ich manche Weise.

Noch einen Blick auf die waldeinsame Vogelweide, und fort gieng es in raschem Trab. Doch als das Rauschen des Eisack verstummt war und neue Berge an ihn traten, ein fremder Himmel ihn grüsste, da war auch die letzte Thräne ins Gras gefallen, es war ja ein so schönes Stück Erde, das ihn empfieng, und der Inn sprang so lustig zwischen den Felsen, und vorwärts gieng es der mächtigen Donau zu, und mit ihr immer weiter und weiter nach dem schon damals üppigen, lebenslustigen Wien.

Ja, wer in den Tagen, als das Scepter der Babenberger unseres Landes waltete, die Donau entlang zog, dem fiel es wie Sonne in die Augen, und die Lippe wurde nicht satt, all' die Burgen zu rühmen, die von schwindelnder Höhe herniedersahen und nur an den Klöstern, deren wachsende Zahl Berg- und Thalflur beherrschte, würdige Meister fanden. Und wie Burg und Münster, wuchsen auch Dorf und Stadt. Wir hören von regem Warenaustausch mit Ungarn, Italien, Frankreich und Deutschland. Dem, der einen Gang durch Enns und Wien nicht scheute, lachten schneeige Leinwand entgegen und schimmernde Seide, blitzende Waffe und kostbares Pelzwerk; ja, wer kennt alle die Erzeugnisse wechselnder Art, mit denen Gut und Geld ins Land kam und mit Geld und Gut eine so sichtbare Freude am Leben, dass schon damals der blaue Stromgott hätte singen können:

»Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phäaken,
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spiess«.

Nimmt es uns wunder, wenn unter so fröhlichen Gesichtern auch die Muse ihren Sitz aufschlug, zur Rechten Frau Musika, zur Linken Architektur und Malerei? Und Wien war der Brennpunkt jener geistig geselligen Bewegung, welche in der Burg des tugendhaften Leopold herrschte. Wir freilich schütteln heutzutage die Köpfe, wenn wir hören: In der herzoglich österreichischen Residenz gieng es Thür auf und zu, und zu und auf, und ein Sänger gab dem andern die Klinke in die Hand. Da streicht man die Fiedel, der Herzog lauscht, die Gäste lachen, die Becher klirren -- doch horch:

*Winter durchstürmet das Land überall,*
*Wiese und Wald, die sind beide nun fahl,*
*Und es verstummte der Vögelein Schall.*
*Möchtet ihr Mädchen doch werfen den Ball,*
*Käme der singende Frühling ins Thal!*

*Könnt' ich verschlafen im Winter die Zeit!*
*Doch muss ich wachen, wie thut es mir leid,*
*Dass seine Macht ist so weit und so breit!*
*Weiss Gott! Der Frühling besiegt ihn im Streit!*
*Dann lese ich Blumen, wo jetzo es schneit.*

»Verhüte Gott«, rief Herzog Leopold, »den Winter zu verschlafen! Ein eigner Kauz! Bring uns den Sänger, Reinmar! Wo des Weins für mich und dich und hundert andre fliesst, darf keine Kehle dürsten.« Der Ernst der Stunde war gekommen. Doch stolz und stramm wie die Fichte des Heimatwaldes trat Walther in den Saal. Keck und kühn übersah er die Zecher. »Zum Kukuk! Bin ich der Herzog? Bist du's? Bist du's? Er kommt herein, singt mir nichts, dir nichts, wie der Fink vom Zweig! Wer bist du, he? Woher? wohin?«

Ich bin ein Sohn der Berge! Walther ist
Mein Name: Walther von der Vogelweid'.
Klein ist die Burg der Väter in Tirol,
Die Mutter todt, der Vater alt und krank,
Des Hauses Nestling ich, und nichts ist mein,
Denn dieser Arm und dieser rothe Mund
Und manch ein Liedchen, das vom Herzen kommt.
So zog ich aus, und eine Stimme rief:
Nach Oesterreich! An Gütern reich und reich
An guten Menschen. Und du selbst, o Herr,
Den Tugendhaften nennt dich jeder Mund,
Und deine Hand streut Blüthen wie der Mai
Auch singst du gern und öffnest deine Burg:
So kam ich her und sage: Ich bin da!

»Und er ist da! Junge, du gefällst mir. Und nun gib dem da die Hand zum Gruss! Ist unsre Nachtigall, die von der Hagenau, und wo die schlägt, blühn Gras und Blumen auf. Und wird es Lenz, dann magst du Minne singen! Nu, nu, man wird nicht merken und nicht murren! Ei, mir gefällt der Junge. Grüss Gott, Herr Walther von der Vogelweid'!«

---



## Die erste Liebe.

Ich muss den Leser ersuchen, von der Gegenwart Abschied zu nehmen und in längst verschollenes Einst sich zu versenken. Soeben ist Herzog Leopold von Mainz zurückgekehrt. Horchen wir mit dem Dichterjüngling den begeisterten Worten desselben, die noch voll des Eindruckes von jenem prachtvollen Nationalfeste sind, das einzig in seiner Art in der alten Rheinstadt zu Pfingsten 1184 gefeiert wurde. Da sass auf erhabenem Thronstuhl Kaiser Rothbart, in dessen »hehrem Bilde sich alles zusammenfasste, die Blüthe des Ritterthums, die Macht des Reiches, die Grösse der Nation, die Glorie des Kaiserthums«. Mit gerechtem Stolze übersah er die endlose Schaar deutscher Fürsten und Bischöfe, sowie der fremden Gesandten, die von Nord, Ost, Süd und West herbeigeströmt waren, um dem Herrn der Christenheit zu huldigen. Und wenn er, der schöne und kraftvolle Mann, mit reizender Gattin und fünf blühenden Söhnen die Stadt von Zelten durchwanderte, die am linken Rheinufer erstanden war, oder, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, noch selbst in die Schranken ritt, wie jauchzte es da von Tausenden und aber Tausenden des zahllosen Volkes, in dem sich Herren und Bürger, Ritter und Bauern,

Sänger und Gaukler stiessen und drängten! Was dichtende Phantasie von Alexander dem Grossen gefabelt, mit welch feenhaftem Glanze sie den Hof des Königs Artus umwoben hatte, hier riss der Schleier der Dichtung, und mit eigenen Augen sah das staunende Volk, was zu schauen es sich niemals geträumt hatte.

Aber auch die folgende Zeit liess es nicht an Thaten fehlen, die besonders geeignet waren, ein dichterisches Gemüth anzuregen und die schlummernde Phantasie zu erwecken. Boten kommen nach Wien. Von Ohr zu Ohr wird es getragen, dass der Kaiser am Abend seines Lebens das Kreuz auf die Schulter nimmt, um sich mit Saladin, dem Helden des Ostens, zu messen. Da verschlingen die neidischen Fluthen des Seleph den greisen Helden und ein Schrei des Entsetzens geht durch das deutsche Land. Wir begreifen, dass derlei Ereignisse, deren sich Dichtung und Sage bemächtigten, an einem so hellen Kopf, wie ihn Walther besass, nicht spurlos vorübergehen konnten, dass sie vielmehr einen Eindruck hinterliessen, aus dem sich vorzugsweise die glühende Hingabe des Dichters an sein Vaterland erklärt. Das buntbewegte Leben war es, das unseren Sänger erzogen hat. Nicht aus Büchern und Schriften hat er seine Weisheit gesogen, sondern er hat sie vom grünen Baume der Erfahrung gebrochen. Zu den erwähnten Anregungen kam der Umgang mit Sangesgenossen. Zunächst mit Reinmar von Hagenau, dem Führer der Sängerschaar. In ihm fand der Jüngling einen erfahrenen Meister und würdigen Freund. Weihte ihn dieser in die Geheimnisse des Singens und Sagens ein, so knüpfte ihn anderseits ein trauliches Freundschaftsband an die jungen Prinzen Friedrich und Leopold. Zwar trübte sich das Verhältnis

zu letzterem, aber Friedrich blieb ihm gewogen, auch als sein Vater gestorben und er selbst Herzog geworden war.

Zur Freundschaft trat die Liebe. Und Liebe und Natur waren es, die den ersten Funken dichterischer Begeisterung aus dem Jüngling schlugen.

Die ihr, o Wiener, an warmen Sommertagen aus wogender Weltstadt flieht, um in die Arme reichschwellender Natur zu eilen, euer Gemüth wäre vor allem besaitet, den Tönen des Dichters nach zu empfinden, der seine naivsten und ursprünglichsten Weisen unter demselben Blau und dem schattigen Grün eurer Wälder gesungen hat, gesungen hat an dem Busen eines rothwangigen Winzermädchens, das es dem Sänger mit seinen schwarzen Augen angethan.

Es ist Frühling. Die junge Welt eilt zum Tanze auf blumigem Anger. Auch sie kommt. Walther reicht ihr den Kranz.

O, ruft er aus,

*O Mädchen setze diesen Kranz*
*Von Blumen auf dein Haar!*
*Die Schönste bist du bei dem Tanz*
*In jungfräulicher Schaar.*
*Hätt' ich nur Gold und Edelsteine,*
*Zu schmücken dir das Haupt!*
*Es schmerzt mich, wenn du je geglaubt,*
*Dass ich's nicht ehrlich meine.*

*Da nahm sie, was ich liebend bot,*
*Von holder Scham durchglüht;*
*Die lichten Wangen wurden roth,*
*Wie Waldes Röslein blüht.*

*Verschämt sich ihre Augen neigen*
*Zu heimlich holdem Gruss;*
*Und wurde mir noch mehr, ich muss*
*In Treuen es verschweigen.*

Ob wachend, ob träumend, begleitet ihn nun fortan ihr Bild. So erscheint sie ihm einstens in einem reizenden Traume und will mit ihm zur Haide, wo verschwiegene Vöglein singen und rothe Blumen blühen. Da, als sie in seliger Lust unter der Linde ruhen und Blüthe an Blüthe sie begräbt, reisst ihm der neidische Traumgott die Binde vom Auge und er ist — allein. Du bist, spricht sie ihn im Traume an,

*Du bist so schön; den besten Kranz*
*Gäb ich dir gerne preis,*
*Der je mich zierte bei dem Tanz!*
*Doch Liebster, halt, ich weiss*
*Viel Blumen auf der Haide stehn,*
*Die roth und weiss entspringen,*
*Wo Nachtigallen singen:*
*Lass sie uns brechen gehn!*

*O Liebestraum, o Liebestraum,*
*Wie zaubervoll bist du!*
*Die Blüthen sanken vom Lindenbaum*
*Und deckten weich uns zu.*
*Doch als ich rief: Jetzt bist du mein!*
*Da stieg in voller Pracht*
*Die Sonne auf, und ich erwacht' —*
*Und war allein — allein.*

Den Dichter hat's. In jauchzenden Tönen preist er die Stunde, da er sie, holdselig lächelnd, zum erstenmale gesehen hatte:

## Rother Mund.

*Heil dir, o Stunde, da ich sie gefunden*
*Draussen am Waldbach in kindlicher Reine,*
*Die mir die liebende Seele gebunden!*
*Dass ich an sie nur, die reizende Eine,*
*Denke halb wachend, halb träumend fortan,*
*Das hat die Gute, die Schöne gethan*
*Und ihr rosiger Mund, der so lachen stets kann.*

*Ihr, der viel Lieben und Guten und Reinen,*
*Hab ich mein Sinnen und Minnen gegeben;*
*Mädchen, wann lässt du die Stunde erscheinen,*
*Die mir das Süsseste spendet im Leben?*
*Was ich auf Erden an Freuden gewann,*
*Das hat die Gute, die Schöne gethan,*
*Und ihr rosiger Mund, der so lachen stets kann.*

Schon möchte er mit ihr im lauschigen Waldgrunde

## Rosen lesen.

*Wann doch endlich werd' ich Rosen*
*Lesen mit dem Mägdelein,*
*Dass wir küssen uns und kosen*
*In dem lauschig stillen Hain?*
*Einen Kuss von ihrem Munde,*
*Und geschlossen ist die Wunde,*
*Die mir schlug der Liebe Pein.*

Aber auch das Mädchen geht mit sich zu Rathe und will den Geliebten, den alle Welt verherrlicht, durch Liebe beglücken.

*Du hast viel Gnade mir gethan,*
*O Gott! Du hast mein Aug' gelenkt*
*Nach ihm, dem allerbesten Mann,*
*Und Liebe in mein Herz gesenkt.*
*Es war ein Augenblickchen nur,*
*Dass ich ihn küsste, und es fuhr*
*Mir in das Herz. So kann's nicht gehn:*
*Gewähre ihm und mach' ihn froh!*
*Wenn ich nur wüsste: wie und wo?*

Endlich ist auch das Wo und das Wie gefunden. Sie selbst plaudert es in naiver Unschuld in dem reizendsten Liede aus:

## Die verschwiegene Nachtigall.

*Unter der Linden*
*An der Haide,*
*Wo ich mit meinem Liebsten sass,*
*Da mögt ihr finden,*
*Wie wir beide*
*Die Blumen brachen und das Gras;*
*Vor dem Wald in einem Thal —*
*Tandaradei!*
*Herrlich sang die Nachtigall!*

*Ich kam gegangen*
*Zu der Aue,*
*Und mein Liebster war schon dort,*
*Der mich empfangen,*
*Heilige Fraue,*
*Dass ich bin selig immerfort.*
*Ob er mich wohl oft geküsst?*
*Tandaradei!*
*Seht, wie roth der Mund mir ist!*

*Und Blumen brachen*
*Wir zum Bette*
*In bunter Zahl. O kommt und seht!*
*Vom Herzen lachen*
*Muss, ich wette,*
*So mancher, der vorüber geht.*
*Bei den Rosen er wohl mag —*
*Tandaradei!*
*Sehen, wo das Haupt mir lag.*

*Wie ich da ruhte,*
*Wer es wüsste,*
*Du lieber Gott, ich schämte mich!*
*Wie mich der Gute*
*Nahm und küsste,*
*Ei, das weiss nur er und ich —*
*Und auch du, Waldvögelein,*
*Tandaradei!*
*Nicht wahr, wirst verschwiegen sein?*

Stundenlange steht nun das Mädchen unter der Linde am Waldsaum und sieht nach dem Pfade, der ihr den Geliebten bringt. Dann erzählt sie ihm von einem Traume, der sie beängstigt hat, und will ihn gedeutet wissen. Boshaft neckt sie Walther mit der

## Traumdeuterin.

*Als der Sommer wieder kam*
*Und die Blumen wonnesam*
*Aus dem Grase sprangen,*
*Ringsum Vöglein sangen,*
*Gieng ich voller Freude*
*Nach der grünen Haide,*
*Wo im Schatten vor dem Wald*
*Eine Quelle frisch und kalt*
*Rieselt und es nachtigallt.*

*Bei der Quelle stand ein Baum,*
*Da umwob mich süsser Traum;*
*Ich war aus der Sonnen*
*Gegangen zu dem Bronnen,*
*Wo die Linde weit und breit*
*Kühlen Schatten von sich streut;*
*Setzte an den Bronnen mich,*
*Und wie Sorge von mir wich,*
*Kam der Schlaf so wonniglich.*

*Träumte mir, dass alles Land*
*Bis zum fernen Meeresstrand*
*Mir, dem König, fiele zu,*
*Und ich fände, was ich thu',*
*Ob an Werken oder Worten,*
*Einstens offne Himmelspforten.*
*Aller Sorg' vergass ich da;*
*Weiss der Himmel, wie's geschah,*
*Schönern Traum ich niemals sah.*

*Dass ich schliefe fort und fort!*
*Aber eine Krähe dort*
*Schrie, dass ich erwachte.*
*Krähen, ich verachte*
*Und verfluche euch. Mich so*
*Aus dem Glück zu reissen! O!*
*Wie ich nur erschrecken mag!*
*Dass kein Stein auch vor mir lag,*
*Wäre euer letzter Tag!*

*Erst ein Weib, gar wunderalt,*
*Tröstete mich Armen bald,*
*Als ich sprach in meinem Leid:*
*Sprich, bei deiner Seligkeit,*
*Was der Traum bedeute?*
*»Hört ihr klugen Leute!*

*Eins und zwei, die geben drei;«*
*Ferner sagte sie dabei,*
*Dass mein Daum ein Finger sei.*

Ja selbst als Schnee im Thale lag und kalte Stürme wehten, scherzte der Dichter wie ein Kind und sang ein

## Vocalspiel.

*Die Erde glänzte fern und nah*
*Im Farbenschmuck, wohin man sah,*
*Im Walde sang der Vöglein Schaar.*
*Nun schreit die Nebelkrähe: Krah!*
*Prangst du in andrer Farbe? Ja;*
*Du bist so grau, wie sie beinah,*
*Es rümpften sich viel Stirnen da.*

*Ich sass auf einer grünen Höh',*
*Da sprossten Blumen auf und Klee*
*Zwischen mir und einem See.*
*Der Augen Weide schwand, o je!*
*Wo wir Kränze brachen eh',*
*Da liegt nun funkelnd weisser Schnee;*
*Das thut den armen Vöglein weh.*

*Die Thoren jubeln laut: Ahi!*
*Die Armen wimmern: Weh, owi!*
*Mir ist so bange, wie noch nie.*
*Welch harte Sorgen sind es, die*
*Der böse Winter mir verlieh;*
*Wie würd' ich jauchzen spät und früh,*
*Wär' nur der Sommer wieder hie!*

*Bevor ich länger lebte so,*
*Aess' ich die Krebse lieber roh.*
*O Sommer, mach' uns wieder froh!*
*Du zierest Wald und Wiese, wo*
*Ich Kränze wand und lichterloh*
*Mein Herz zur Sonne aufwärts floh.*
*Nun jagt's der Winter in ein Stroh.*

*Und wie mein glattes Haar im Nu*
*So struppig ward von träger Ruh'!*
*O süsser Sommer, wo bist du?*
*Ich säh' so gern dem Feldbau zu.*
*Eh' ich in solchen Banden ruh',*
*Wie ich gefesselt jetzo thu',*
*Eh' würd' ich Mönch in Toberlu!*

Freilich zogen auch leichte Wolken am Himmel ihrer Liebe auf und nicht selten wurde geschmählt und geschmollt, wenn das Mädchen umsonst nach ihm ausgeschaut hat. Aber Walther küsst ihr die Thränen vom Aug' und meint:

*Dass ich dich so selten grüsse,*
*Mädchen, zürne nicht!*
*Heute Thränen, morgen Küsse,*
*Heute Schatten, morgen Licht!*
*So ein wenig, wenig grollen*
*Und dann wieder sich versöhnen:*
*Dieses tändelnd süsse Schmollen*
*Macht die Liebe erst zur schönen.*

Aber schon raunt man sich am Wiener Hofe zu, dass der Dichter Herz und Lied an ein Mädchen vergeude, das, so lieb es auch sein mag, denn doch nur

ein Bauernmädchen sei. Zwar noch ist Walther der stürmende Jüngling, der sich über alle Schranken hinwegsetzt. O, ruft er in

## Schönheit und Anmuth

aus:

*Du herzgeliebtes Mädchen mein,*
*Gott nehme dich in seine Hut!*
*Wo ist ein Name, würdig dein,*
*Zu preisen dich mit hohem Muth?*
*O sage mir, hat dich wohl je*
*Ein Herz so innigtreu geliebt?*
*Ach, Liebe thut dem Herzen weh.*

*Wer tadelt, dass ich Herz und Lied*
*So armem Mädchen hab' geschenkt,*
*Der weiss nicht, wie die Anmuth blüht*
*Und wie solch bittrer Tadel kränkt.*
*Ich aber meine ohne Hass:*
*Es hat vom Herzen nie geliebt,*
*Der nur nach Gold und Schönheit mass.*

*In Schönheit wohnt oft Hass und Neid,*
*Wer nur nach ihr jagt, ist ein Thor;*
*Doch Anmuth jedes Herz erfreut,*
*Denn sie geht weit der Schönheit vor.*
*Die Anmuth ist's, die Schönheit gibt;*
*Doch Schönheit nie solch Anmuth leiht,*
*Dass man die Schönheit darob liebt.*

*So tadelt immer, dass mein Flug*
*Der Liebe ein so niedrer sei;*
*Mir ist sie schön und reich genug,*
*Und ich bin überfroh dabei.*

*Wie man auch höhnt, ich bin dir hold*
*Und nähm den Fingerring aus Glas*
*Für aller Königinnen Gold.*

*Hast du nur Treue, liebes Herz,*
*So flieht die Sorge, dass ich einst*
*Durch dich erleide bittern Schmerz.*
*Doch wenn du es nicht ehrlich meinst*
*Und falsche Liebe dir entspriesst,*
*So wirst du nimmer, nimmer mein.*
*O weh mir, wenn es also ist!*

Aber es kam eine Maiennacht, frostig und scharf. Und als der Morgen von den Bergen stieg, gab es gesenkte Blumen und Blüthen. Draussen aber

Im grünenden Walde am Wiesenquell
Ein Mägdlein sinnend stand,
Das hielt vor seine Augen hell
Die weisse, weisse Hand.

Und fragtest du: Was fehlt dir, Kind?
So schüttelt es das Haupt,
Und ein Vöglein singt von grüner Lind':
Es hat zu viel geglaubt.

In ihrer Nähe steht ein Strauch,
Es blühen Rosen d'ran,
Waldröslein. So eins bist du auch,
Was hat man dir gethan?

Da blickt sie aufwärts tiefbetrübt:
Keine Rose ohne Dorn!
Den ich so sehr, so sehr geliebt,
Ich habe ihn verlor'n.

Dort lag er einst auf grünem Klee,
Brach Röslein, Röslein roth;
Nun ist er fort, mir ist so weh,
Ich wäre lieber todt!

Und mit der weissen Hand geschwind
Verhüllt sie wieder das Haupt;
O du mein armes, armes Kind,
Du hast zu viel geglaubt!

Du hast zu viel geglaubt! Es glüht
Waldröslein lustig fort —
Doch ach, wie bald ist es verblüht,
Gebrochen und verdorrt!

---



## Hohe Minne.

*Wer gab dir, Minne, die Gewalt,*
*Dass du so allgewaltig bist?*
*Du zwingest Jung und zwingest Alt*
*Und gegen dich hilft keine List.*
*Wie dank' ich Gott, seit mich dein Band*
*Umschlungen hat und ich erkannt,*
*Welch hohem Dienst ich mich geweiht;*
*O Gnade, Königin, o Gnade,*
*Ich will dir dienen alle Zeit!*

Mit diesem Liede wollen wir jene Epoche einleiten, die wir als »hohe Minne« bezeichnen, das ist die Zeit, in welcher sich Walther mit aller jugendlichen Frische in den Dienst einer Dame begeben hat, die, aus vornehmem Stande, nur zu bald jenes Mädchen in seiner Erinnerung verblassen machte, das es ihm einstens mit seinem rothen, minniglich lachenden Munde angethan. Was kümmerte es ihn, wenn es nun draussen im grünen Schlag, wo Veilchen und Klee entsprossen, unter der Linde sass und vor sich sang:

O du mein lieb Waldvögelein,
Waldvögelein,
Wie sangest du vom Blatt,
Wenn in den grünen, grünen Hain
Bei Veilchenduft und Sonnenschein
Mein liebster Friedel trat!

Hoch über uns des Himmels Blau —
Es lag der Thau
Auf Blumen und auf Gras;
Wir aber lagen Brust an Brust
Und küssten uns, und welche Lust
In seinem Aug' ich las!

O unter grünem Lindenbaum
Du Liebestraum,
Du musstest bald vergehn!
Mir aber wirst du sommerlang,
Wie Maienhauch und Waldgesang,
Noch im Gemüthe stehn!

Walther ist unterdes in tiefes Sinnen verloren; im Geleite von Frauen schreitet die vornehme Dame reich gekleidet und geschmückt in Gesellschaft, von Zeit zu Zeit anmuthig sittsam um sich blickend. Sofort ist ihm Eines klar geworden, dass der Strahl ihrer Augen ihn dorthin getroffen habe, wo die Liebe wohnt. Nun ist ihm, als ob der Frühling mit all seinen Reizen vor dem Bilde der Herrin verschwinden müsste, die ihm das Gedicht

## Frühling und Frauen

als erstes Weihelied auf die Lippen legte.

*Wie schön ist es, wenn so am frühen Morgen*
*Des jungen Mai nach Jungfrau'nart verborgen*
*Die kleinen Blumen aus dem Grase schauen*
*Und freundlich nicken: Sei gegrüsst, o Sonne!*

*Wie herrlich, wenn in sommergrünen Auen*
*Die kleinen Vöglein ihren Sang erheben:*
*Das ist ein Schmettern, Jubeln und ein Leben*
*Und nichts auf Erden gleicht wohl dieser Wonne:*
*Man glaubt sich schon im halben Himmelreich.*
*Und dennoch sah ich einst, ich sage euch,*
*Was meinen Augen wohler noch gethan*
*Und noch thun würde, säh' ich's wieder an.*

*Ihr zweifelt wohl? Nun denn, das ist ein Weib,*
*Ein junges, schönes, hochgebornes Weib,*
*Das mit dem Kranz im aufgebund'nen Haar,*
*Geschmückt mit festlich wallendem Gewand,*
*Voll Zucht einhergeht in der Frauen Schaar.*
*Ein holdes Lächeln sitzt auf ihrem Munde,*
*Verstohlen blickt sie manchmal in die Runde*
*Und wirft in manches Herz der Liebe Brand.*
*Wie unter Sternen steht sie eine Sonne —*
*O armer Mai! wo bleibt da deine Wonne?*
*All deine Blumen lass' ich gerne stehn*
*Und will nur sie in ihrer Schönheit sehn.*

*Ihr neigt das Haupt und lächelt? Nun wohlan!*
*Mit Blüthen ist bestreut die grüne Bahn*
*Und unter sanften Nachtigallentönen*
*Zieht siegreich ein der königliche Mai.*
*O blickt auf ihn, doch schaut auch auf die schönen*
*Und keuschen Frauen mit den holden Wangen!*
*Wem glüht da nicht die Seele vor Verlangen*
*Und wer aus euch fühlt sich von Fesseln frei?*
*Ihr heisst mich wählen: Frühling oder Frauen!*
*Bei Gott, da gibt's kein überlanges Schauen;*
*März müsst ihr sein, Herr Mai, der wolkenbleiche,*
*Bevor ich je von meiner Herrin weiche!*

Noch wagt der Liebende nicht, der vornehmen Herrin zu nahen; aber wo sie geht und steht, sucht er sie mit den Augen zu erreichen, ja selbst zum einsamen Waldbach ist er ihr gefolgt, wo sie, allein sich glaubend, in nackter Schönheit aus dem Bade steigt. In sinnlicher Trunkenheit preist nun Walther die herrliche Gestalt: das Haupt, das ihm wonnevoll wie der Himmel erscheint; die Augen, die wie zwei Sterne leuchten; die Wangen, die Gott selbst so roth und lilienweiss gemalt hat; die Lippen, auf deren Polster er seinen Mund legen möchte; den Hals, die Hände, die Füsse und noch manch verborgene Reize, deren Anblick eine brennende Sehnsucht in ihm erweckt. O, ruft er aus,

*Ich darf dir nur ins Antlitz schauen,*
*So ist mir schon, ich säh' fürwahr*
*Den Himmel selbst, den dunkelblauen,*
*In Sommernächten rein und klar.*
*Zwei Sterne, mir ein Gottessegen,*
*Sie lächeln mich so freundlich an —*
*O Herrin, komme mir entgegen,*
*Dass ich mich darin spiegeln kann;*
*Und bin ich noch so alt und krank,*
*Ich werde jung durch deinen Dank!*

*Und deine Wangen erst, o sprich,*
*Gott selbst hat sie gemalt, mein Kind,*
*So weiss und roth und minniglich,*
*Wie Lilien und Rosen sind!*
*Es ist doch, Herrin, keine Sünde,*
*Dass ich dich schöner als das Blau*
*Des Himmels und die Sterne finde? —*
*Doch stille, Mund! Die beste Frau —*
*Sie sieht dich bald von oben an,*
*Denn zu viel Lob entehrt den Mann.*

*Du hast ein Kissen, o wie roth!*
*Ach, legt' ich darauf meinen Mund,*
*Ich würde frei von aller Noth*
*Und bliebe immerfort gesund.*
*Wem du das an die Wangen legst,*
*Der schmiegt so gerne sich herbei —*
*Es duftet ja, wie du's bewegst,*
*Als ob es lauter Balsam sei.*
*O gib mir doch das Pölsterlein,*
*Und so du's willst, sei's wieder dein!*

*Der Hals, die Hände und der Fuss,*
*Wie ganz nach Wunsch seid ihr gebaut!*
*Euch anzusehn ist ein Genuss.*
*Und dennoch hab' ich mehr geschaut. —*
*Nicht gerne, als ich nackt dich sah,*
*Hätt' ich gerufen: Decke doch!*
*Mich aber traf's im Herzen da,*
*Und so wie damals sticht es noch,*
*Denk' ich des Orts, wo voller Scham*
*Die Herrin aus dem Bade kam!*

Endlich hat Walther Gelegenheit gefunden, die Dame kennen zu lernen. Ein freundlicher Gruss ist ihm zutheil geworden. Aber noch ist er scheu und unbeholfen. Schüchtern wie ein Kind sitzt er vor ihr, und so oft ihn ein Blick aus ihren Augen trifft, ist ihm, als ob er von Sinnen wäre, und all die zierlichen Worte, die er sich vorher einstudiert hatte, sind wie vergessen:

*So ich mich bei ihr befinde*
*Und mit ihr nun reden soll,*
*Ist mir bang wie einem Kinde,*
*Und im Kopf so wüst und toll.*

*Hatte manches mir ersonnen,*
*Doch ein Blick nur, und zerronnen*
*Ist das Wörtlein in dem Munde —*
*Ei, was hatt' ich von der Stunde?*

Möchte ihn doch Frau Masse, die Schöpferin aller edlen Kunst und feinen Wesens, die allem, was wir thun und lassen, eine würdevolle Schranke verleiht, mit ihrem Rathe beschirmen! Denn wer diesen befolgt, braucht sich weder bei Hofe noch auf der Strasse zu schämen. Die Herrin ist so vornehm, der Dichter so jung und unerfahren, dass er sie bittet, sie möge ihn lehren, wie er zu einem höfischen Manne werde, um mit Frauen würdig zu verkehren. Bescheiden weist sie das Lob von sich, verlangt jedoch, dass ihr Walther die Gesinnung der Männer offenbare, bevor sie ihn der Frauen Sitte lehre. Walther entgegnet:

*Wir glauben, dass Beständigkeit*
*Die Krone aller Frauen ist;*
*Wenn ihr mit Zucht noch fröhlich seid,*
*Dann Lilie neben Rose spriesst.*
*Wie herrlich steht dem Lindenbaum*
*Der Vogelsang und Blüthensaum!*
*Noch schöner steht euch holder Gruss;*
*Der Mund, der freundlich reden kann,*
*Der macht, dass man ihn küssen muss.*

Den Frauen aber behagt der Mann am besten, der ein gesundes Urtheil hat, stets das Beste von ihnen sagt und in rechtem Masse heiter ist, nicht zu demüthig noch zu stolz:

*Dem wird zutheil, was er begehrt;*
*Welch' Weib versagt ihm einen Faden?*
*Gut' Mann ist guter Seide werth.*

In so liebenswürdig geselligem Tone verkehrt die vornehme Dame mit dem Dichter und ermuthigt ihn in einer geistvoll pointirten Conversation, in der die Worte in *balles wîs* scherzend herüber und hinüber fliegen, zu den galanten Worten: Wisst ihr, Herrin,

*Wie ihr auch an Schönheit reich?*
*Ach, wenn sich des Leibes Blüthe*
*Einte noch mit Herzensgüte,*
*Welche Ehre krönte euch!*

In etwas kokettem Tone erwidert sie:

*Schön? Ich weiss nicht, ob ich's bin?*
*Gerne hätt' ich Weibes Güte!*
*Lehrt mich, wie ich sie behüte!*
*Schönheit taugt nicht ohne Sinn.*

Schlagfertig knüpft Walther seine Vorschriften an die letzten Worte:

*Herrin, gut, ich will euch lehren*
*Auf der Welt der Frauen Brauch:*
*Gute Leute sollt ihr ehren,*
*Freundlich schau'n und grüssen auch;*
*Einem sollt ihr euren Leib*
*Eigen geben, nehmt den seinen!*

Doch den Augenblick benützend, setzt er sofort dringend hinzu:

*Gäbe gern, wollt ihr den meinen,*
*Ihn um solch ein schönes Weib!*

Die Dame weicht aus; anmuthig zwar ihre Schuld bekennend, meint sie:

*Freundlich schauen, freundlich grüssen,*
*Hab' ich's bisher nicht gethan,*
*Will ich's fürder gerne büssen,*
*Denn ihr seid ein höfischer Mann!*

Aber was »den Leib hingeben« betrifft, bedauert sie schalkhaft:

*Mir zu Liebe thut nichts mehr,*
*Als dass ihr gesellig plaudert;*
*Doch das andre — o mich schaudert —*
*Wag' ich nicht; auch schmerzt es sehr.*

Aber Walther will das Wagnis bestehen; stirbt er, ist's ein sanfter Tod. Nicht so die Herrin:

*Ei, ich will noch länger leben.*
*Mögt auch ihr das Leben hassen,*
*Aber ich kann es nicht fassen,*
*Meinen Leib für euren hinzugeben.*

So geht es nicht länger. Er bedarf einer Fürsprecherin. Das ist Frau Minne. Sie, die durch das Thor des Herzens aus und ein schreitet, muss für ihn werben. Wenn die Herrin nur wüsste, wie aufrichtig er sie liebt! Gibt es doch viele, welche Liebe heucheln und falsche Liebe mit so süssem Wort begehren, dass ein Weib nicht wissen kann, wie es die Männer halten. O, ruft er aus:

*Minne, so ein täglich Wort,*
*Doch von fremdem Wesen ist;*
*Minne ist des Glückes Hort,*
*Ohne sie kein Heil erspriesst.*
*Meiner Brust, so liebend offen,*
*O Frau Minne,*
*Wohne inne,*
*Lass mich nicht vergeblich hoffen!*

Einem so beständigen Werben kann sich ihr Herz nicht verschliessen. Sie nimmt ihn zum Ritter an. Nun erst fühlt Walther, wie Liebe selig macht. Der Glanz ihrer lichten Augen hat ihn so empfangen, dass seine Trauer zerfloss und ihm noch nie so freudenvoll zu Muthe war. Aber, ach! fährt er in banger Ahnung fort:

*Minne, du bist reich an Wonne,*
*Doch auch reich an banger Qual;*
*Aus den Augen, wie die Sonne,*
*Leuchtet jetzt der Liebe Strahl;*
*Doch dein Zauberspiel, es endet,*
*Und dein Sinn so launenhaft*
*Hat gar manche Leidenschaft*
*Schon in Kälte, ach, gewendet.*

So stellt sich schon jetzt mit der Liebe die Sorge ein. Wenn nur die Merker nicht wären, die hin- und hertragen und kaum ersprossene Herzensblumen zu vernichten drohen. Es ist Frühling. Alles eilt hinaus, Pfaffen und Laien. Warum sollte man nicht fröhlich sein, wenn die Vöglein mit ihrem schönsten Schalle singen, die Bäume sich grün kleiden und auf dem Anger Klee und Blumen streiten, wer kürzer oder länger sei? Ach, alles jubelt und tanzt; als aber Walther kommt, weist sie ihn lachend ab.

*Rother Mund,*

ruft er klagend aus,

*lass dein Lachen,*
*Das dich so entstellet;*
*Schäm' dich, es mir so zu machen,*
*Den du so gequälet!*

Die Gnadenlose! Möchte sie doch bedenken, dass nur jene Liebe die echte sei, die mit Freude lohnt; denn so anders er imstande ist, das Räthsel zu lösen, was Liebe sei, so muss sie die Wonne zweier Herzen sein, denn Eines sei viel zu klein, um solches Glück zu fassen. Er bittet sie daher, mit ihm die Allgewalt der Liebe zu theilen oder ihm gradaus zu sagen, dass er ihr gleichgiltig geworden sei.

*Kannst du nimmer mich ertragen,*
*Sprich es aus, sodann*
*Will der Liebe ich entsagen*
*Als ein freier Mann.*
*Doch so süss wie meine Weisen*
*Wird kein Mund dich fürder preisen!*

Abermals sehen wir den Liebenden vor dem Thronstuhl der Frau Minne; diesmal als Kläger. Sie soll wissen, dass ihn diejenige, die sein Gesang mit dem höchsten Lobe gekrönt habe, vor aller Welt höhnend behandle. Frau Minne soll richten und einen ihrer Pfeile in das Herz der Spröden senden oder auch ihn von seiner Liebeswunde heilen; im andern Falle, droht er, sind wir geschiedene Leute. Um das Unglück voll zu machen, traten noch körperliche Leiden zu den Leiden der Seele. Es war die bange Winterzeit, in der ihn eine schwere Krankheit fast an den Rand des Grabes gebracht hatte. Wie sehnte sich Walther den Tagen entgegen, wo »selbst die Dornen Rosen tragen« und sich »alles, alles wenden muss«. Endlich zog der Mai ein. Schon hatte der Dichter gewähnt, nie wieder rothe Blumen auf grüner Haide zu sehen; als er aber die Vöglein singen hört, lädt er, kaum genesen, die Herrin zum Tanze im Freien ein. Doch wie matt und wehmuthsvoll klingt diesmal sein

## Frühlingsgruss.

*Der Reif that kleinen Vöglein weh,*
*Dass sie nicht mehr sangen;*
*Nun singt es herrlicher denn je,*
*Da Wald und Wiese prangen*
*Und Blumen streiten mit dem Klee,*
*Wer wohl länger wäre:*
*Herrin, welche Märe!*

*Des Winters Frost und andre Noth*
*Thaten mir zuleide.*
*Ich dachte nicht mehr Blumen roth*
*Zu sehn auf grüner Haide;*
*Und manche klagten, wär' ich todt,*
*Die so lustig sprangen,*
*Wann die Saiten klangen.*

*O Frühlingstag, o Frühlingstag,*
*Müsst' ich dich versäumen,*
*Es wäre ein zu harter Schlag*
*Für all mein Lieben und Träumen,*
*Wie ich so gerne einstens pflag.*
*Nehmt des Himmels Grüsse,*
*Dass mir Heil erspriesse!*

Walthers Krankheit war auch schuld, dass er dem Kreuzzuge ferne blieb, den Herzog Friedrich mit Reinmar und vielen Edlen aus Oesterreich 1196 unternommen hatte. Aller Blicke wandten sich damals nach Osten. Heinrich VI., der Sohn Barbarossas, war ja nahe daran, den idealen Traum eines deutschen Weltreiches zu verwirklichen. Schon waren die Schlüssel des Orients in seinen Händen und zitternd sass Kaiser Alexius III. auf dem morschen Throne in Constantinopel. Da klopfte der Tod auf Heinrichs Schulter

und hiess ihn Abschied nehmen von all den weiten hochfliegenden Planen. Auf schwarzem Ross, meldet die Sage, stürmte damals der Geist Dietrichs von Bern über die Fluren am Rheinstrom, ein finsterer Mahner kommenden Elends, das nur zu bald hereinbrach. Mit Heinrich VI. wurde auch der Glanz des deutschen Reiches eingesargt und Tage kamen, in welchen das Schwert sich nach innen wandte und der Deutsche mit dem Deutschen focht, bis das geschwächte, zerrissene Vaterland ein Spielball höhnenden Nachbars ward. Und wie über Deutschland zogen auch Wolken auf über das Leben unseres Sängers. Wo waren sie hingekommen, die schönen, buntbewegten Tage in Wien? Der Herzog war fort und alles klagt über Langeweile und einschlummernden Gesang, so dass Walther, selbst des Trostes bedürftig, die andern tröstet:

*Zu dunkel seht ihr, die ihr meint,*
*Dass niemand lebt, der singet;*
*Bedenkt, wie trüb die Welt erscheint,*
*Die so mit Sorge ringet!*
*Doch die Stunde kommt, da man singt und sagt,*
*Gar balde;*
*So hat ein Vöglein auch geklagt:*
*Ich singe nicht, bevor es tagt!*
*Das sich verbarg im Walde.*

Dessen ungeachtet will niemand froh werden, selbst die Jungen und Reichen nicht, die vor Freude in den Lüften schweben sollten. Wie seltsam doch, fährt Walther fort, Frau Sälde zu kleiden weiss? Mir gab sie Armut und Frohsinn, dem andern Reichthum und Schwermuth. Hätte sie mir doch ein Kleid aus seinen Schätzen und meinem Temperamente zugeschnitten! Es stimmte meine Noth doch mehr zu seinem Gram!

Als bestes Heilmittel gegen Kummer und Sorge empfiehlt Walther die Erinnerung an Frühling und Frauen. Wohl mag einem bange werden, wenn die trüben Wintertage kommen; aber er will dem Beispiel der Haide folgen. Wie Erica, sobald sie den Wald grünen sieht, gleichsam vor Scham erröthet, dass sie traurig war, so muss sich auch er in Erinnerung an die lichten Sommertage seiner unnöthigen Trauer schämen.

*Hast du ein geheimes Leid,*
*So gedenke edler Frauen*
*Und der lichten Sommerzeit,*
*Und dein Aug' wird heller schauen.*
*Wenn mich Wintersorge grämt,*
*Denke ich der Haide bald,*
*Die sich ihres Leides schämt*
*Und erröthet, grünt der Wald.*

Der Gedanke aber an seine eigene Herrin trifft ihn mitten ins Herz an die Stelle, wo die Liebe wohnt.

*O wie gut bist du und rein,*
*Meine Seele ist dir offen;*
*O lass ab und schone mein,*
*Die du mich ins Herz getroffen!*

*Lieb und lieber? Nein du bist*
*Mir das Liebste, das ich kenne;*
*Wenn ich deinen Namen nenne,*
*Alles Leid verschwunden ist.*

Die Verzagten wähnen, auch er sei verzagt. Grund hätte er gehabt. Neider entfremdeten ihm die Dame, Lügner den Wiener Hof. An Leopold, der zurückgeblieben war, um das Land zu verwalten, fanden sie

ein nur zu geneigtes Ohr. Ihm war der Liebling des Bruders keine *persona grata.* Was würde Walther um die Neider fragen?

*Gerne will ich Hass erleiden,*
*Wenn mich nur die Herrin liebt,*
*Dass sie mich mit Recht beneiden,*
*Die mein Liebesheil betrübt.*
*Wenn ich dich nur lächeln seh',*
*Ist mir wohl und ihnen weh.*

*Möchte gern in einem Kleide*
*Frau und Freundin in dir schau'n,*
*Dass mein Aug' sich daran weide,*
*Wie an Blumen in den Au'n.*
*Freundin ist ein süsses Wort,*
*Frau ist aller Freuden Hort.*

*Weithin lass ich es erschallen,*
*Trittst du mir zwei Worte ab;*
*Lass auch du sie dir gefallen,*
*Wie kein Kaiser je sie gab:*
*»Freund und Friedel« sollen dein,*
*Du mir »Frau und Freundin« sein.*

Aber so ist der Lauf der Welt. Sein Ansehen schwindet, die Dame zieht sich zurück. Ach, Wolken am Himmel der Liebe wären ja recht:

*»Leidvoll und freudvoll,*
*Gedankenvoll sein,*
*Hangen und bangen*
*In schwebender Pein«*

gehört zur Minne. Nur

*Eine Rede sollst du lassen,*
*Herrin, ach, bei deiner Zucht!*
*Sprichst du sie, ich müsst' sie hassen,*
*Da sie nur der Geizige sucht:*
*»Gerne ich ihm Gutes thäte,*
*Wenn er nur kein Unglück hätte.«*
*Ach, wer solche Worte liebt*
*Und das Gute doch nicht übt,*
*Der ist selbst vom Glück verflucht.*

Schon will Walther den Dienst aufgeben. Aber eines versucht er noch: er flüchtet ins Reich der Vorbedeutung und beschwichtigt sein zweifelndes Gemüth mit einem Liebesorakel. Er fragt sich, ob sie ihn liebe oder nicht, und ähnlich wie Gretchen im Faust die Blätter der Sternblume abzupft, pflückt er einen Grashalm *A G*

| | | sie liebt | liebt nicht | liebt | liebt nicht | liebt | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *A* | | | | | | | *G* |
| | *b* | *c* | *d* | *e* | *f* | | |

knickt denselben auf's Gerathewohl in *b* ein und misst mit dem eingeknickten Stücke *Ab* den übrigen Halm *bG* in der Weise ab, dass er messend von *b* bis *c* ausruft: Sie liebt! Von *c* bis *d:* Liebt nicht! Von *d* bis *e:* Sie liebt! Von *e* bis *f:* Liebt nicht! Von *f* bis *G:* Sie liebt! Und dieses Wort, das er spricht, als er messend bei dem Ende des Halmes *fG* angelangt ist, gilt ihm als das geheimnisvoll Giltige.

## Halmmessen.

*Ein Grashalm neuen Muth mir gab;*
*Er sprach, dass ich noch Gnade finde.*
*Ich brach ein Stück und mass es ab,*
*Wie ich es sah bei manchem Kinde.*

*Ob sie mich liebt? O hört mich an!*
*Sie liebt! Liebt nicht! Sie liebt! Liebt nicht! Sie liebt!*
*Und immer er die gleiche Antwort gibt;*
*O Trost! O Trost! Ist's auch nur süsser Wahn!*

Der Dichter gewinnt neues Vertrauen; auch ist er nicht mehr so eifersüchtig, dass er gar keinen Mann in ihrer Nähe duldet. Nach dem Halmorakel kann sie ihm keiner wankend machen. Nur Eines klagt er, dass die eitlen Prahler sie zu lange schon umschwärmen. O glückliche Zeit des Wünschens und Wähnens! So baut sich das Kind ein Luftschloss um das andere und lebt in einer ganz eigenen idealen Welt. Mit Wünschen behalf sich auch Walther von Kindesbeinen an und so träumt er sich noch jetzt:

*Mich in ihren Armen wiegend,*
*Tauchend Blick in Blick,*
*Dass ich, völlig sie besiegend,*
*Finde höchstes Glück.*
*Und beseligt frag' ich wieder:*
*O Geliebte, thust du je*
*Wieder mir so bitter weh?*
*Doch sie lächelt vor sich hin:*
*Ob, wenn ich so sinnend träume,*
*Ich nicht reich an Wünschen bin?*

Soll er aber ohne Dank geliebt haben, will er künftig lieber scherzen und lachen:

*Und fragt sie nichts nach Lust und Leide,*
*So ist mir lieber doch die Freude,*
*Als ein verlor'ner Liebesschmerz.*

Damit hat der Sänger dem Fass vollends den Boden ausgeschlagen. Die Herrin ist herzlich böse und verbietet ihm den Gesang. In einem höfisch anmuthigen Liede sucht Walther Versöhnung an. Mit humoristischer Anspielung auf die Sitte seiner Zeit, den fahrenden Sänger mit alten und neuen Kleidern zu beschenken, schmeichelt er, dass selbst der Kaiser der Herrin zuliebe Spielmann würde, denn sie sei zu schön und dem Gebieter der Erde nicht zu gering: Glück und Segen seien ihrem Gewande, dem reinen Leibe, eingestickt. Doch auch die Worte:

*O Walther, so euch jemand kränkt,*
*Habt ihr zu sagen einst geruht,*
*Zürnt ihm nicht lange und bedenkt,*
*Er schämt sich des und wird noch gut.*
*Wenn euch das Wort vom Herzen kam,*
*So macht es wahr! Ihr aber bringt*
*Für Herzenslust nur Herzensgram;*
*Schämt euch, dass so mein Wort erklingt —*

zünden nicht mehr. Der Minnedienst ist geschlossen und mit ihm die schönste Zeit Walthers in Oesterreich. Was er noch singt, und dessen ist wenig, sind nur mehr Klagen über verlor'ne Liebesmühe, oder er wendet sich gegen die Lügner und Prahler, die so offen ihr Unwesen treiben und zum Schaden der Männer und Frauen Untreue und Schande stiften, oder er klagt über den Verfall der Zucht bei den Frauen, deren Liebe nur mehr durch Ungezogenheit gewonnen werde, über den Undank der Welt, welche die Thoren bevorzuge und treuen Dienst unbelohnt lasse, und schliesst mit schmerzvoller Resignation:

*Wehe, nicht ein halber Tag*
*Floss in reinster Lust mir hin;*
*Was ich einst an Freude pflag,*
*Sah wie Blumen ich verblühn,*
*Die in hundertfarbigem Schein*
*Rings auf allen Wiesen stehn;*
*Darum soll das Herze mein*
*Nicht nach falschen Freuden sehn.*

So haben wir Walther kennen gelernt, wie er, ein rothwangiger Jüngling, die Berge der Heimat verliess und den Hof der Babenberger betrat; sind ihm gefolgt, als er in seliger Maien- und Minnelust die Wälder von Wien durchschwärmte; haben ihn jubeln und klagen gehört, da er im Dienst einer launischen Herrin stand; aber Eines ist uns entgangen, dass sich Sommer und Herbst seitdem mehr als zehnmal die Hände gereicht haben und dass aus dem Jüngling Walther ein stiller und gereifter Mann geworden ist, den wir uns am besten so denken, wie ihn die Handschrift darstellt: auf einem Steine sitzend, das gelockte Haupt in die linke Hand gestützt, mit mildem Ernst im Antlitz dem Laufe des Lebens nachsinnend, wie es in seinen Licht- und Schattenseiten auf begrenzter eigener wie auf öffentlicher Bühne der Welt sich darbot.

---



## Abschied aus Oesterreich.

Einmal muss geschieden sein,
Oesterreich, ade!

Das reisst ins Herz, wenn die Stunde naht,. die zu scheiden gebietet von liebgewordenem, traulichem Heim. Denn mag uns die Fremde noch so mütterlich empfangen, der Ort, wo wir als Jünglinge geküsst und gekost haben, ist mit unzerreissbaren Fasern an uns gebunden und hat jenes bange Gefühl in uns erzeugt, das wir mit dem vielsagenden, echt deutschen Worte »Heimweh« bezeichnen; es ist das sehnende Weh nach dem Heim unserer Jugend, der ersten Liebe, Kraft und Umarmung. Und eine solche Stätte war der wonnigliche Hof zu Wien für unseren Sänger. Wie den Hof des sagenberühmten Artus umgab ihn ein reicher Kranz von Frauen und Rittern, in deren Mitte Frau Minne ihren Sitz aufgeschlagen hatte:

*Und da gab's der Wonnen viel:*
*Reihentanz und Ringelspiel,*
*Becherklang und Minnesang,*
*Schwertgeklirr und Schildeshut*
*Und manch Abenteuer gut.*

Aber es kamen andere Zeiten. Friedrich der Katholische war mit der Blüthe der österreichischen Ritterschaft nach dem heiligen Lande gezogen, und es schien,

als ob er alle Sangeslust und Festpracht mit sich genommen hätte. In der gewohnten Weise dichterischer Verlebendigung legt nun Walther seine eigene Stimmung hierüber dem

## Wiener Hof

in den Mund:

*Der Hof zu Wien sprach einst zu mir:*
*Gefallen sollt' ich, Walther, dir*
*Und thu' es nicht; das möge Gott erbarmen!*

*Mich rühmte einst des Sängers Lied:*
*Wie ich hat nur Ein Hof geblüht,*
*Des Königs Artus Hof. O weh mir Armen!*

*Wo sind die Ritter und die Frau'n,*
*Ein Kranz von Blumen einst zu schau'n?*
*O seht, wie jammervoll ich bin!*
*Mein Dach wird faul, ein sinkt die Wand*
*Und niemand, niemand ist mir hold.*
*Was gab ich Rosse, Kleider, Gold*
*Und Silber nur in Fülle hin!*
*Und nun kein Kränzlein mehr und Band,*
*Noch Frauen, die zum Tanze ziehn!*

Da kam die Kunde nach Wien, dass Friedrich der Katholische im heiligen Lande gestorben und mithin der verwaiste Herzogsstuhl für Leopold frei geworden sei. Welch ein Schlag war das für Walther!

*»So ist hin mein letzter Hort auch,«*
*Sprach er seufzend, »Herzog Friedrich!*
*Wenig hab' ich ihm zu danken,*

*Doch er war mir ein Beschützer;*
*Und jetzt bin ich so verlassen,*
*Arm und schutzlos wie ein Bettler,*
*Dem versperrt das Thor der Sälde.«*

*Wolff, »Tannhäuser«.*

Leopold der Glorreiche, dessen Milde dem süssen Regen glich, der Land und Leute erquickt, war ja dem gefeierten Sänger, wie wir bereits gesehen haben, nicht gewogen. Ränkesüchtige Schmeichler hatten den Dichter, dem das Wort vom Herzen auf die Zunge sprang, bei Leopold und seinem Hofkreise missliebig gemacht, Merker und Neider das Herz seiner Dame entfremdet. Und nun war die letzte Hoffnung vernichtet, dass sein Gönner wiederkehren und ihm das tiefgebeugte Haupt aufrichten werde. Wie sie achselzuckend auf ihn niedersahen, der,

*Seit Friedrich aus der Welt geschieden,*
*Die Seele rettend nach des Himmels Frieden,*
*Demüthigte den stolzen Kranichgang;*
*Nun wie ein Pfau die leisen Schritte lenkend,*
*Das Haupt herab bis an die Kniee senkend* — —

Und dennoch stellte Walther an den glorreichen Fürsten noch einmal die Bitte, dass er auch ihm die milde Hand erschliesse, die so viel der Spenden gab, als der grünende Anger an Blumen und Blättern bietet.

## An Herzog Leopold.

*Mir ist versperrt des Glückes Thor,*
*Verwaist und arm steh' ich davor*
*Und muss vergeblich klopfen;*

*Um mich ein wunderbarer Segen,*
*Und doch von all dem gold'nen Regen*
*Trifft mich kein einziger Tropfen.*
*Mild bist du, Fürst aus Oesterreich,*
*Dem süssen Strom des Regens gleich*
*Erquickst du Leute und das Land;*
*Du bist wie eine schöne Haide,*
*Auf der man Blumen bricht und Blüthen:*
*O möchte doch ein Blatt nur bieten*
*Mir deine wundermilde Hand,*
*Laut priese ich die Augenweide.*
*Daran, o Fürst, sei du gemahnt!*

Doch Walthers Bitte war in den Wind gesprochen. Frau Sälde hatte ihm die Pforte verriegelt, und eine Waise mitten unter Glücklichen, sah er sich gezwungen, jene Stadt zu verlassen, wo er einst, ein blondgelockter Jüngling, der Minne Maienlust im Herzen tragend, ein so trauliches Asyl gefunden hatte, um nun, im Leben und Dichten gereift, als ein obdachloser Fahrender auf müdem Rosse, die Geige auf dem Rücken, hinaus zu reiten in *fremdiu lant*, heute im *palas* singend vor erröthender Burgfrau, morgen im Dorfe unter schattender Linde. Der Gedanke an Scheiden und Meiden machte auch ihm das Herz bange, und noch einmal trat das Bild der Herrin vor seine Seele,

*Die ich nimmer und nimmer vergessen kann,*
*Denn sie nahm all mein Sinnen und Denken;*
*Und welcher, dem Vögelein gleichend im Tann,*
*Ich stets neue Lieder will schenken.*
*So nimm denn dies Eine, bevor ich geh':*
*Es lächelt das Auge, das du hast bezwungen,*
*Es lauschet das Ohr, so du wirst besungen,*
*D'rum Heil dir, o Heil, doch weh mir, o weh!*

Mit bitterem Sarkasmus aber nimmt er von jenen Abschied, die ihm sein Leben und Lieben verleidet haben. Ihnen weiht er sein

## Testament.

*Nun will ich theilen, eh' ich zieh',*
*Mein fahrend Gut und festes Land,*
*Dass niemand streite, ausser die,*
*So ich als Erben hab' erkannt.*
*Mein Unglück will ich jenen lassen,*
*Die gerne neiden, gerne hassen,*
*Dazu mein angebor'nes Leid;*
*Den Kummer soll der Lügner erben;*
*Der Liebe ungestümes Werben*
*Sei treulos Liebenden geweiht;*
*Euch Frauen aber will ich schenken*
*Der Liebe schmerzliches Gedenken!*

Endlich ist der Tag des Abschiedes gekommen. Mit wahrhaft kindlichem Vertrauen wendet sich Walther im Hinblick auf die weite unbestimmte Reise an Gott und bittet ihn um seinen

## Ausfahrtssegen.

*Gib mir, o Gott, auf meinen Wegen,*
*Wohin ich fahre, deinen Segen,*
*Dass mich kein Ungemach beschwere;*
*Und der du ohne Massen gut,*
*O nimm mich auf in deine Hut,*
*Herr Jesu Christ, um deiner Mutter Ehre!*

*Wie ihrer Gottes Engel pflag*
*Und dein, der in der Krippe lag,*
*So jung als Mensch und alt als Gott,*
*Demüthig vor dem Esel und dem Rinde;*
*Obschon mit Treue euch und Sorgen*
*Joseph der Gute hielt geborgen*
*Vor Lebens Ungemach und Noth:*
*So gib auch mir den Schutzgeist, dass ich finde*
*Den Pfad nach göttlichem Gebot!*

*Und nun frisch in die Welt hinein,*
*Einmal muss geschieden sein,*
*Oesterreich, ade!*



## Nach dem deutschen Rhein.

O deutscher Rhein! Bei deinem Klang
Beflügelt sich das Herz
Und hebt sich mit der Lerche Sang
Begeistert himmelwärts.
Und so tief unten deine Fluth
Mir ruft mit hellem Braus,
Lässt es sich niederwärts und ruht
Süssträumend bei dir aus.

O deutscher Rhein! Bei deinem Klang
Wie unsre Augen glühn!
An deiner besonnten Berge Hang
Die besten Reben blühn.
Und wer da trinkt von ihrem Saft,
Zu Füssen deine Fluth,
Dem gibt das Alter neue Kraft
Und die Jugend frischeren Muth.

O deutscher Rhein! Bei deinem Klang
Ward manche Dichterbrust,
Die nur von Mai und Minne sang,
Sich höhern Ziels bewusst.
Und aus der Fiedel ward ein Schwert
Und aus dem Lied ein Schlag,
Der manchen Feind schon abgewehrt,
Der trotzig vor uns lag.

O deutscher Rhein! Bei deinem Klang
Erschloss sich auch ein Herz,
Das nur vom eig'nen Schmerze sang,
Des Vaterlandes Schmerz;
Aus träumerischer Minne hob
Es muthig sich empor,
Und Deutschlands Ehr' und Deutschlands Lob
Erklang in jedem Ohr.

Ja, deutscher Rhein, bei deinem Klang
Erglühte kampfbereit
Für König Philipp der Gesang
Des von der Vogelweid';
Frau Minne, die ihn einst bethört —
Zerrissen ist ihr Band;
Und Walthers Liedermund gehört
Dem deutschen Vaterland!

Und so wurde es. Was unsern Sänger aus vielen seiner Genossen heraushebt und ihm dauernden Ruhm bei Mit- und Nachwelt eingetragen hat, das sind nicht seine Lieder, in welchen er gleich andern mit dem erwachenden Frühling jubelt und dem fallenden Herbstlaub klagt oder in spitzfindiger Weise über das Wesen der Minne disputiert, es sind seine Lieder und Sprüche, in welchen er sich von eintönigem und begrenztem Liebesthema ab- und den grossen, weltbewegenden Fragen seiner Zeit zuwendet; es sind die Sprüche, in denen der vom Po bis zur Trave und der Seine bis zur Mur herumgeworfene und vielgewanderte Sänger alles das niederlegt, was er mit scharfem Auge beobachtet hat; es sind vor allem die Sprüche des patriotischen Dichters, der sein Vaterland über alles liebt und für dessen Ehre und Unabhängigkeit einsteht

gegen alle Feinde, die es bedrohen, zunächst gegen Rom und sein verlogenes Papstthum.

Es waren schwere Zeiten, denen Walther die Donau aufwärts entgegenritt, Zeiten, in welchen in dem erbitterten Kampfe um die deutsche Königskrone, der nach dem Tode Heinrichs VI. zwischen Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig ausgebrochen war, die politische Machtstellung Deutschlands erschüttert und dessen sittliche und materielle Kraft vergeudet wurde. Auf einem Felsen, von Gras und Blumen umrankt, finden wir den Dichter, sinnend das Haupt in die eine Hand gestützt; war ihm doch bei seinem Ritte durch das deutsche Land sofort Eines klar geworden, dass es daselbst schlimm stand um die heilige, segensreiche Ordnung. Zunächst vom einzelnen Menschen ausgehend, durch dessen Wohl das Wohl der Gesammtheit bedingt ist, beklagt er, dass derselbe in so gesetzloser Zeit unmöglich drei Dinge in würdigem Vereine erreichen könne: Ehre, zeitlich Gut und Gottes Segen. Denn wie kann der wahrhaft Fromme sein Gut vermehren, wenn es freche Räuberhand betastet, oder wer kann nach Ehre streben, wenn man um Ehre willen sein reines Gewissen opfert, und wiederum kümmern sich diejenigen, die nach fahrendem Gute trachten, weder um Gott noch um das Heil der Seele.

*Ich sass auf einem Steine*
*Und kreuzte Bein mit Beine,*
*Darauf der Ellenbogen stand;*
*Es schmiegte sich in eine Hand*
*Das Kinn und eine Wange.*
*So sann ich tief und bange*
*Wohl über Welt und Leben nach,*
*Und kein Gedanke wurde wach,*

*Wie man drei Dinge würbe,*
*Dass keines nicht verdürbe.*
*Ich meine Ehre und Gewinn,*
*Die sich befehden mit hartem Sinn,*
*Dann Gottes Gnade, im Vergleich*
*Zu ihnen Werthes überreich.*

*Die wollt' ich gern in einen Schrein.*
*Vergeblich, ach! Es kann nicht sein,*
*Dass je Gewinn und Gotteshuld*
*Und weltlich Ehre ohne Schuld*
*Im Herzen sich verbinden.*
*Kein Pfad ist zu ergründen,*
*Der dahin führt. Im Hinterhalt*
*Untreue lauert und Gewalt*
*Verwundet Recht und Frieden.*
*Und kranken die hienieden,*
*Stehn Ehre, Gut und Gottessegen*
*Des Schutzes bar auf allen Wegen.*

Vor Walther lag eine sturmvolle Zeit. Sie brauchte den Sänger mit eiserner Fiedel und stählerner Brust. Klage an Klage entströmt ihm, da er zum Rheinstrom fährt. Wohin er das Auge wendet, sieht er nur trostlosen Zustand der Welt.

*Die Ehre ist von ihr genommen*
*Und keine Freude will uns kommen,*
*Der man so herrlich einstens pflag.*
*Wird milden Herzen so vergolten?*
*Man stellt voran die reichen Kargen;*
*O Welt, wie sehr liegst du im Argen,*
*Dass ich es nimmer schildern mag!*
*Wahrheit und Treue sind gescholten,*
*Die Ehre trifft der Todesschlag.*

Zucht und Ehre aber giengen Walthern über alles. Um Eines, das da heisset Ehre, liess ich viel Dinge unterwegen, war seine Devise. Wehe dem, der nur nach sündhaftem Gute strebt. Ein weiser Mann gäbe um Gottes Huld und Mannes Ehre Leben, Weib und Kinder hin, und derjenige, dessen Herz so sehr am Golde hange, dass er jene beiden ausseracht lasse, habe Gottes Lohn schon auf Erden voraus genommen. Nicht als ob das Gold zu verachten wäre! Wie in Bezug auf Minne, müsse man auch hier Frau Masse zu Rathe ziehen, denn, ruft er der Jugend zu:

*Zu sehr arm und zu sehr reich*
*Schaden beide dir zugleich.*

Doch der lebenskluge Sänger redet in den Wind. Die Jungen sind ohne Zucht und Sitte, und wenn Walther in dem reizenden Kinderspruche:

*Niemand kann mit Streichen*
*Kindeszucht erreichen.*
*Wer zu Ehren kommen mag,*
*Dem gilt Wort soviel als Schlag.*

*»Dem gilt Wort soviel als Schlag,*
*Der zu Ehren kommen mag.*
*Kindeszucht erreichen*
*Niemand kann mit Streichen —«*

**Schrott.**

gegen die Prügelstrafe zu Felde zieht, so hat er doch einen viel zu tiefen Blick in die Seele des Kindes gethan, um nicht zu wissen, wie ein krummes Zweiglein gebogen werden müsse, daher denn so mancher Vater

## Salomons Lehre

vom Besen beherzigen und der Ruthe nicht allzu gram sein möge:

*Vom Vater wird das Kind erzogen,*
*Dass Kind und Vater sind betrogen.*
*O hört den weisen Salomon:*

*Ein Vater, der die Ruthe spart,*
*Erzieht das Kind zu böser Art,*
*Zu nichts taugt ein verzog'ner Sohn.*

*Wie war die Welt einst wohlgethan!*
*Nun aber höhnt und spottet man:*
*Die guten Zeiten sind verblüht,*
*Die Alten werden weggezwungen.*
*Ja, spottet, spottet nur der Greise!*
*Euch wird's ergehn in gleicher Weise,*
*Sobald die Jugend euch entflieht.*
*Dann spotten euch die eig'nen Jungen —*
*Und mehr noch weiss ich, was geschieht.*

Darf es uns wunder nehmen, wenn unter solchen Umständen die Zuchtlosigkeit der Jugend von Tag zu Tage wuchs? Die jungen Ritter haben den Saal der Ehre verlassen, und statt höfischer Sitte zu pflegen, führen sie schamlose Zungen und verhöhnen die Frauen. Vergebens wendet sich Walther an Gott, die Zahl der Zuchtlosen zu vermindern, welche masslosem Uebermuthe fröhnen und nicht bedenken, dass wir alle nur Kinder eines Vaters sind, vor dem jede Schranke einbricht, die confessionelle und sociale Beschränktheit gezogen haben.

## Allvater.

*Wer deine zehn Gebote sagt*
*Und dennoch sie zu brechen wagt,*
*Hat wahre Liebe nicht empfunden.*
*So mancher »Vater unser« spricht*
*Und kennt in mir den Bruder nicht;*
*O starkes Wort, wie schwach bist du empfunden!*
*Aus gleichem Stoff sind wir entsprossen*
*Und gleiche Frucht ist's, die genossen*
*Uns allen Lebenskraft gewährt.*
*Wer kann den Herrn vom Knechte scheiden,*
*Sieht er ihr bleichendes Gebein,*
*Und mochten sie ihm Freunde sein,*
*Wann Würmer schon ihr Fleisch verzehrt?*
*Dem dienen Juden, Christen, Heiden,*
*Der alles wunderbar ernährt.*

So predigt ein Dichter des Mittelalters, ein Vorläufer der Humanitäts- und Toleranzideen des 18. Jahrhunderts, und das Bild, das er von dem sittlichen Zustande seines Volkes entwirft, findet in den Berichten der zeitgenössischen Chronisten nur zu traurige Bestätigung; denn seit Heinrich VI. zu Messina

*»In der Blüthe seiner Jahre,*
*Auf der Höhe seiner Weltmacht*
*Hingerafft ward von dem Stärkern,*
*Der allein ihn zwingen konnte,*
*Wer von den Lebend'gen hatte*
*Kraft genug, des Reiches Zügel,*
*Die dem Mächtigsten von allen,*
*Die sie je geführt, entsunken,*
*Jetzo in die Hand zu nehmen?«*

*Wolff, »Tannhäuser«.*

Gegenüber diesen Zuständen weiss Walther nur ein Mittel der Rettung: es ist »ein starkes Recht auf starkem Throne«. Deshalb richtet er seinen Aufruf an das deutsche Volk und bittet dasselbe, alle jene Schwächlinge, die um die Krone werben, zurück zu weisen und nur einen — Philipp von Schwaben — zum König zu wählen.

Ein vortrefflicher Lehrmeister, führt er ihm in einem sinnlich anschaulichen Bilde die belebte Natur vor, in der im Grossen wie im Kleinen der Kampf um das Dasein herrscht, der sich jedoch innerhalb der Schranken eines weisen Gesetzes bewegt, nämlich des Gesetzes der Erhaltung, nach welchem aus der sterbenden Pflanze des Herbstes im Frühling neue Blätter und Blüthen sich erzeugen und welches das vernunftlose Thier instinctmässig zwingt, einen geregelten Haushalt zu bilden.

## Aufruf.

*Sass jüngst an des Stromes Wogen,*
*Fischlein auf und nieder zogen,*
*Ringsum Wiese, Wald und Au,*
*Ueber mir das tiefste Blau.*
*Und was fliegt in hohen Lüften,*
*Und was kriecht aus dunklen Grüften,*
*Und was schwimmen muss und gehn,*
*Sah ich, und ich muss gestehn:*
*Alle lieben Kampfessturm,*
*Fisch und Vogel, Wild und Wurm.*
*Doch in Einem sind sie alle*
*Gleichen Sinnes: vor dem Falle*
*Schirme nur ein starkes Recht*
*Und ein König sei und Knecht!*

*Armes Deutschland! Schon beschämen*
*Dich die Mücken, denn sie nehmen*
*Einen König sich zum Herrn;*
*Und die Zeit ist nimmer fern:*
*Deine Ehre wird zertrümmert;*
*Ei, wie stolz der Goldreif flimmert*
*Auf dem Haupt der kleinen Fürsten,*
*Die nach höchster Krone dürsten!*
*Welch ein Drängen und ein Werben!*
*Deutschland, steure dem Verderben*
*Und nur Einem, Friedrichs Sohne,*
*Gib den Waisen in der Krone!*

Wie jauchzte endlich Walther auf, als die Stadt vor seinen Augen lag, welche schon einmal in leuchtenden Farben vor seine jugendliche Phantasie getreten war. Mit ihm wogten Tausende nach Mainz, um Zeugen jenes Tages zu sein, an dem der Waise, d. i. der verwaiste, kostbareinzige Edelstein der königlichen Krone, den Scheitel Philipps zieren sollte. So war Walthers Aufruf nicht in den Wind gesprochen. Zwar empfieng auch Otto in Aachen feierlich die Königskrone, aber die echte und rechte Krone kam doch auf Philipps Haupt. Wie gut sie ihm sass, als wäre sie eigens für ihn geschmiedet worden! Hören wir den hochschwebenden Jubel auf

## Philipps Krönung.

*O Wunder, seht, wie jene alte Krone,*
*Die Kaiser Karl trug auf gold'nem Throne,*
*Der Goldschmied schuf. Welch königliche Zierde!*
*Dem Haupte Philipps schmieget sie sich an,*
*Dass nur Verrath die beiden trennen kann,*
*Eins gibt dem andern erst die volle Würde.*

*Sie leuchten sich einander an,*
*Die Edelsteine und der junge Mann,*
*Den Fürsten muss das Augenweide sein!*
*Wer suchend noch nach einem König irrt,*
*Seh', wie der Waise seinen Scheitel ziert:*
*Ein Leitstern sei den Fürsten dieser Stein!*

Gewiss ein reizendes Bild, welches der Dichter von seinem Könige entwirft. Auf der einen Seite sehen wir Otto den Welfen, einen jungen Recken von riesiger Gestalt, aufgewachsen in den blutigen Fehden eines Landes, wo ein Bertran de Born die Saiten schlug, der

»*mit Schwert und Liedern*
*Aufruhr trug von Ort zu Ort*«;

auf der andern Philipp, ein echtes Staufenkind, blondgelockt, mit sanftem Antlitz, massvoll gewachsen, zart, nicht schwächlich. Wer den frommen Jüngling sah, wie er im Dom unter armen Chorknaben sass und die Hände faltend davidische Psalmen sang, dem brauchte man nicht zu sagen, wie mild dieser König dachte und wie leutselig er unter den Menschen gieng; und da er ausserdem ein Land seine Heimat nannte,

»*wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang*«,

liebte er auch Saite und Gesang und nahm Walther in solchen Ehren auf, dass der Sänger in jauchzende Töne des Dankes ausbricht. Einst trat er auf, das Haupt bis an die Kniee senkend,

*Nun hat's erhöht mein neugewordner Rang,*
*Auf Philipps Herd das Feuer für mich brennt,*
*Des Reiches Krone ihren Freund mich nennt.*
*Zum Tanze auf, ich will euch etwas geigen!*
*Die Noth verschwand, bequem und ruhig kann*
*Ich wieder wandeln als ein froher Mann*
*Und meine Lust wird hoch und höher steigen.*

Bei König Philipp verweilte Walther vom Herbst 1198 bis Weihnacht 1199, mit ihm das bewegte Leben theilend, das der König bei seinen Kriegsfahrten gegen Otto führte. So finden wir ihn auch bei jenem glanzvollen Hoftage zu Magdeburg, mit dem der König am heiligen Christfest den siegreichen Feldzug des Jahres 1199 schloss. Gemessenen Schrittes, wie es dem König geziemt, zog Philipp in den Dom. Ihm voran, das Reichsschwert tragend, Bernhard von Sachsen; ihnen nach die hochgeborne Königin Irene, die Tochter des griechischen Kaisers Isaak, der man in Deutschland ob ihres zarten, jungfräulichen Wesens den ehrenden Namen der Mutter Gottes beigelegt hatte; sodann folgten Jutta, die Herzogin von Sachsen, ferner die Aebtissin von Quedlinburg und viele andere hohe Frauen; Bischöfe, Fürsten, Grafen und Herren aus Thüringen und Sachsen schlossen den Zug. In einem reizenden Gemälde, das einem altchristlichen Mosaikgemälde auf Goldgrunde gleicht, führt ihn Walther im

## Magdeburger Weihnachtsfest

vor:

*An jenem Tag, als Christus ward geboren*
*Von einer Maid, die er zur Mutter sich erkoren,*
*Gieng König Philipp in des Domes Hallen*

*Zu Magdeburg mit Scepter und mit Kron',*
*Drei Würden einend: eines Kaisers Sohn*
*Und Bruder und ein König selbst vor allen.*
*Wie königlich gemessen war sein Schritt!*
*Es zog die edle Königin auch mit,*
*Maria, eine Taube ohne Galle*
*Und Rose ohne Dornen. Welche Zier!*
*Die Thüringer und Sachsen dienten hier,*
*Wie jubelten die weisen Männer alle!*

Zu Magdeburg nahm Walther von König Philipp Abschied; es rief ihn zu Leopolds Schwertleitfest nach Wien.

---

## Leopolds Schwertleite.

Es wirbeln die Lerchen und lustig dampft
In rauchenden Nebeln das Feld,
Und das Rösslein schon wiehernd die Erde stampft,
O hinaus, hinaus in die Welt!
Wo ist meine Fiedel? O gebt sie geschwind
Und fraget nicht lange: wohin?
Es zieht mich mit Welle und Wolke und Wind
Nach dem wonnigen Hofe in Wien.

Und hab' ich dir auch, da ich finster und bleich
Hinwegritt, im Herzen gegrollt,
Ich liebe dich dennoch, mein Oesterreich,
Und den ruhmvollen Leopold.
Sie umgürten ihn jetzt mit dem heiligen Schwert,
Es geht ein Jubel durchs Land —
O, der so viel Blumen und Blüthen gewährt,
Hat ein Blättchen für mich auch zur Hand!

Es war an einem Pfingsttage des Jahres 1200, als Leopold der Glorreiche mit dem Ritterschwert umgürtet wurde und Wien abermals Zeuge einer jener rauschenden Festlichkeiten war, welche zu allen Zeiten

die lustige Stadt an der Donau verherrlichet haben und noch verherrlichen. Mochte nun auch unseren Sänger, der durch volle zwei Jahre im deutschen Lande war und dasselbe nach allen Richtungen durchkreuzt hatte, ein gewisses Heimweh nach seinem Wien befallen, wie es den Wandervogel immer und immer wieder nach dem Neste zieht, so trug nicht minder die berechtigte Hoffnung, dass an solchen Tagen, welche Fürsten durch reiche Gaben zu verherrlichen pflegen, auch ihm aus dem Füllhorn der Gnade zutheil werde, nicht wenig dazu bei, dass Walther den Hof des staufischen Königs verliess und noch in kalter Winterzeit nach Oesterreich aufbrach. Zwar eilte er nicht directe hin, sondern einem schon lang gehegten Wunsche Folge gebend, lenkte er sein Rösslein seitwärts nach dem Thüringerland und ritt am Hörselberge, in dessen Schoss die Königin der Minne, Frau Venus, ihren Thronstuhl hatte, vorüber, der gepriesenen Wartburg zu; wusste er doch, dass sich hier jedem fahrenden Sänger durch die Milde des Landgrafen ein trauliches Heim erschloss.

Doch dass das Drängen und Treiben der fahrenden Sänger, die da wie zu einem Wirthshaus an breiter Heeresstrasse kamen und giengen, ein solches war, dass einem geradezu Hören und Sehen vergieng und in der tollen Menge selbst ein Vogelweide nicht gehört werden konnte, das liess sich Walther allerdings nicht träumen, und so verliess er alsbald die Wartburg, zwar nicht mit dem Vorsatze, nimmer zu kehren, aber mit dem Wunsche, dass es stiller geworden sei, wenn er wieder komme, ohne zugleich des Landgrafen in einem Spruche zu vergessen, den er der

## Wartburg

weihte.

*Ist krank dein Ohr, so folge meinem Rath*
*Und wähle nicht zur Wartburg deinen Pfad,*
*Es sei denn, Freund, dich reizen taube Ohren.*

*Auch ich kam hin und hab' es weit gebracht:*
*Der Sänger Schaaren fluthen Tag und Nacht,*
*Und hört man dich, bist du zum Glück geboren.*

*Landgraf, ich preise deine Art!*
*Mit Hab' und Gut hast du noch nie gespart*
*Und stolze Recken nennst du deine Zecher.*
*Wem ist nicht deine hohe Sitte kund?*
*Und kaufte man den Wein um tausend Pfund,*
*Vor keinem Ritter stünde leer der Becher!*

In blühender Maienzeit betrat Walther abermals den österreichischen Boden. Mit ihm zogen Hunderte von Menschen zu Wasser und zu Land dem Wiener Hofe zu, in freudiger Erwartung dessen, was da kommen sollte. Auch Walther gab sich mit ganzer Seele dieser zuversichtlichen Festlust hin und begrüsste, wenn auch mit pochendem Herzen, den ihm wohlbekannten alten Kreis. Doch nicht mit leeren Händen war er gekommen, er brachte vielmehr eines seiner schönsten Lieder als poetische Festgabe mit, welches nicht nur auf den Lippen aller seiner Zeitgenossen lebte, sondern auch in unseren Tagen als ein Kleinod vaterländischer Dichtung gepriesen wird, in der That würdig genug, um überall, wo von der Elbe bis zum Rhein und zurück bis zu dem Ungarland und darüber hinaus deutsche Herzen schlagen, gesagt und gesungen zu werden.

## Deutschlands Lob.

*Sagen sollt ihr: Sei willkommen!*
*Neues bringt mein Sang.*
*Was ihr einst durch mich vernommen,*
*War nur eitel Klang.*
*Doch wer singt, will auch Geschenke!*
*Dem, der guten Lohn nicht scheut,*
*Sing' ich, was sein Herz erfreut:*
*Sehet, wie man mich bedenke!*

*Euch vor allen, deutsche Frauen,*
*Will ich eine Kunde sagen,*
*Dass ihr allen Erdengauen*
*Um so besser sollt behagen.*
*Und zum Lohn? Ich bin bescheiden;*
*Wer bin ich und wer seid ihr?*
*Wenn ich grüsse, danket mir,*
*Und das macht mir tausend Freuden.*

*Reich an Ländern ist die Erde,*
*Deren beste ich geschaut;*
*Doch vor ihnen ist das werthe*
*Vaterland mir lieb und traut.*
*Seht auf mich mit tiefstem Hohne,*
*Kündet je des Athems Hauch,*
*Dass ich liebe fremden Brauch:*
*Deutscher Zucht gebürt die Krone!*

*Von der Elbe bis zum Rhein*
*Und zurück zum Ungarland*
*Mögen wohl die Besten sein,*
*Die ich auf der Erde fand.*
*Weiss ich Bildung zu verstehn*
*Und was Schönheit ist, fürwahr:*
*Nirgends hab' ich eine Schaar*
*Schön'rer Frau'n als hier gesehn.*

*Züchtig ist der deutsche Mann,*
*Deutsche Frau'n wie Engel rein,*
*Und wer anders sprechen kann,*
*Der muss wohl von Sinnen sein.*
*Heilige Minne, hohes Streben*
*Und tief innerstes Gemüth*
*Nur auf deutscher Erde blüht:*
*Möcht' ich lange auf ihr leben!*

Das Lied hat gezündet. Man empfieng den einstigen Liebling mit wohlthuender Wärme und auch der Herzog liess ihn in seiner festlich gehobenen Stimmung nichts von einstens entgelten; er entfaltete vielmehr allen Gästen und auch Walthern gegenüber eine solche Milde, dass der Dichter in jubelnde Töne über

## Leopolds Schwertleite

ausbricht.

*Ob jemand sprechen kann, er habe*
*Noch mehr und herrlichere Gabe*
*Als bei dem Wiener Schwertleitfest empfangen?*
*Man sah den jungen Fürsten geben,*
*Als wollte er nicht länger leben;*
*Mit Geld und Gut, wie konnte jeder prangen!*
*Man schenkte nicht bei dreissig Pfunden;*
*Als hätte man es nur gefunden,*
*So gab man Silber und Gewand.*
*Auch hiess der Fürst in seiner Ueberhuld*
*Für fahrende Sänger Stall und Säcke leeren;*
*Ich sage euch, als ob es Lämmer wären,*
*So führte man die Rosse aus dem Land.*
*Und niemand zahlte eine alte Schuld —*
*Das war ein Sinn, den ich nur rühmlich fand.*

Schon mochte Walther hoffen, dass der milde Herzog ihm einen Wunsch erfülle, der sich, als das Fest verrauscht und das fahrende Volk zerstoben war, aufs neue seiner bemächtigt hatte: es ist der Wunsch dauernder Aufnahme am Wiener Hof. O, ruft Walther aus,

## Drei Sorgen

*sind es, die mich grämen.*
*O möchte man mir eine nehmen,*
*Wie stünd' es gut mit meinen Dingen!*
*Und dennoch will ich, dass sich keine*
*Loslöse von dem Dreivereine:*
*Es muss mit allen mir gelingen!*
*Ich sorge um der Herrin Minne,*
*Dann, dass ich Gottes Huld gewinne*
*Und, der mich gemieden so manchen Tag,*
*Den wonniglichen Hof zu Wien.*
*Nach ihm nur wendet sich mein Sinn,*
*Da er beständiger Tugend pflag.*
*Es flog von Leopolds Hand nur hin,*
*Wie Blüthen über den Maienhag.*

Das treue Herz! So hatte er die Herrin noch immer nicht vergessen, da er ihren Besitz unter die drei sorgenden Wünsche zählte. Aber die Liebe der Dame sollte ihn ebensowenig beglücken, als der wonnigliche Hof zu Wien. Natürlich, sie war ja von jüngeren Fanten umschwärmt und wusste, wenn sie auch schon in jenen Jahren stand, wo das Weib auf der bedenklichen Höhe ihrer Blüthe angelangt ist, Kunst und Natur noch immer in so reizender Weise zu vereinen, dass sie auch jüngere Herzen, als das eines ernsten, raisonnirenden vierzigjährigen Mannes in Auf-

wallung brachte. Auch der Wunsch, den Wiener Hof dauernd zu verdienen, erfüllte sich nicht. Walther hatte in seinen sanguinischen Hoffnungen der alten Widersacher und Neider vergessen, die an das Spiel der Intrigue zu sehr gewöhnt waren, als dass sie es auch jetzt gegen den ruhmvollen Dichter hätten lassen können. So verliess Walther mit bekümmertem Herzen den Wiener Hof, um ihn mit der Wartburg zu vertauschen; zugleich aber sagte sich der vierzigjährige Mann von der falschen Liebe los und gab den undankbaren Dienst eines Minnevasallen auf.

## Frau Minne.

*Minne, die hat einen Brauch,*
*Wenn sie den vermeiden wollte,*
*Stünde besser ihr fürwahr;*
*Damit kränkt sie manchen auch,*
*Den sie niemals kränken sollte:*
*Ihr sind vierundzwanzig Jahr'*
*Lieber, denn ihr vierzig sind;*
*Und wie mitleidsvoll sie thut,*
*Sieht sie irgendwo erblühn*
*Ein verfrühtes graues Haar.*

*Minne war mir einst so gut,*
*Dass sie jede Heimlichkeit*
*Mir vertraute; aber jetzt —*
*Wenn ein junges frisches Blut*
*Sie umbuhlt, wie von der Seit'*
*Sie mich ansieht, was verletzt!*
*Armes Weib, was müht sie sich?*
*Weiss Gott, wenn sie sich auch schminkt*
*Und Thoren trügt, so ist sie doch*
*Vieles älter noch als ich.*

*Minne pflegt nun solchen Ton,*
*Dass sie nur mit Thoren geht,*
*Hüpfend wie ein kleines Kind;*
*Ihr Verstand ist wie entflohn.*
*Woran denkt die Närrin? Seht,*
*Sie ist denn doch gar zu blind!*
*Lasse sie ihr Rauschen sein,*
*Sei sie ein verständig Weib!*
*Wenn so springend sie sich stösst,*
*Flösst sie mir Erbarmen ein.*

*Minne, nehm' sie's freundlich hin,*
*Wenn ich, während sie so ringt,*
*Ruhig sitze in dem Gras;*
*Ich hab' also hohen Sinn,*
*Dass es in mir jauchzt und springt.*
*Weh, sie will noch mehr als das?*
*Ei, ich diene, wie ich mag;*
*Mag sie sorgen, wie man ihr*
*In der Woche dient! Von mir*
*Hat sie nur den siebten Tag.*

---



## Auf der Wartburg.

Wartburg sei gegrüsst! O schwenket
    Eure Hüte hoch empor,
Ehe ihr die Schritte lenket
    Nach der Veste dunklem Thor,
Die umweht ein sanft Erinnern
    An die süssromantische Zeit,
Da es klang aus tiefstem Innern
    Von der Liebe Lust und Leid.

Wieder auf verschlung'nen Pfaden
    Sprengt der Rittersängerchor
Hochgemuth und leichtbeladen
    Nach der Felsenburg empor.
Hei, wie die Trompeten klingen:
    Wolfram kommt von Eschenbach,
Reinmar, der von Ofterdingen,
    Biterolf und Klinsor nach.

Und im schönsten Sonntagskleide
    Prangt der Himmel, denn es zieht
Walther von der Vogelweide
    Als der Bannerträger mit;
Und er liess die stolzen Weisen
    Tönen durch des Abends Gold:
Mag auch Ofterdingen preisen
    Den von Oestreich Leopold —

Doch du bist mir, was die Sonne,
Wartburg, vor den Sternen ist,
Und ich rufe voller Wonne:
Edler Landgraf sei gegrüsst!
Walther sang es, und es rauschten
Seine Saiten hell und voll,
Dass begeistert alle lauschten
Und ihr Herz in Freude schwoll.

Doch der edle Landgraf nickte
Lächelnd zu dem holden Lied
Und sein mildes Auge blickte
Auf den Sänger lusterglüht.
Ei, wer hat dich Vielgereister,
Sprach er, solche Kunst gelehrt?
Sei willkommen denn, o Meister
Des Gesangs, an meinem Herd!

Und es bot der Fürst dem Sänger
Seine gnadenreiche Hand,
Dass der Fahrende nicht länger
Wie ein Bettler zieh' durchs Land.
Und Herr Walther nahm die Rechte:
Hei, das war die beste Fahrt!
Deine Freundschaft ist die echte,
Landgraf, du bist edler Art.

Die Stadt Eisenach mit dem mehr und mehr sich emporhebenden grünenden Gelände im Hintergrunde, steigt man allmählich auf ziemlich steilem Pfade zu jenem Berg hinan, bei dessen Anblick Ludwig der Springer einst begeistert ausgerufen haben soll: »Wart Berg, du sollst mir eine Burg werden,« und alsbald wurde zu jenem Baue Hand angelegt, zu dem

Thüringen und mit ihm ganz Deutschland noch jetzt mit Stolz und Freude emporblicken, von dem Fr. Wolff in seinem »Tannhäuser« rühmend singt:

»*Ein Waldeskleinod im Thüringerland,*
*Blinkt wie ein Helm, von Eichen umlaubt,*
*Mit zinnengekröntem Mauerband*
*Die Wartburg von des Berges Haupt.*
*Palas und Thürme, felsengetragen,*
*Der steile Wald und das dunkle Thor,*
*Die Giebel und die Söller ragen*
*Ueber dem grünen Laube empor.*
*Weit sichtbar von erhöhtem Stand*
*Funkelt's wie lichter Schildesrand,*
*Wenn abends in der Fenster Reihn*
*Goldroth sich spiegelt der Sonne Schein.*«

Diese Burg war es nun, die in demselben Lande, wo 600 Jahre später unter fürstlicher Aegide zwei Dioskuren den Kranz der Unsterblichkeit errungen hatten, als eine Pflegestätte höfischen Gesanges weithin gepriesen wurde und in welcher Landgraf Herrmann von Thüringen ein gleich milder Gönner für Walther und Wolfram war, wie später Karl August für Göthe und Schiller. Obwohl

»*gefürchtet im deutschen Reich*
*Als unabhängig und stark zugleich*«,

war doch Landgraf Herrmann ein Freund der Sänger,

»*der für und für*
*Ihnen geöffnet hielt Thor und Thür,*
*Freigebig verschwendend über die Massen,*
*Dass seiner Huld sie nimmer vergassen*«.

Auf der Wartburg war es, wo Heinrich von Veldeke seine Äneïde sang und das erste Reis in unsre deutschen Liederzungen impfte,

*D'raus Blumen sprossen reihenweis;*

hier hatte Herbort von Fritzlar aus dem Born griechischer Heldensage getrunken und das Lied von Troja gedichtet, hier ein Albrecht von Halberstadt sich für Ovid begeistert und dessen Verwandlungen in deutsche Rede umgegossen, und ausser ihnen sang und klang es

»*Noch von vielen aus deutschen Landen,*
*Gar hoch versippt mit altem Geschlecht,*
*Die sich auf Strophenbau verstanden,*
*Wie auf Turnier und Fehderecht;*«

denn

»*Es regnete Spenden und gute Tage,*
*Bald klang die Harfe, bald krachte der Speer,*
*Es drängten sich Feste und hohe Gelage,*
*Und niemals wurden die Becher leer.*«

Auf der Wartburg finden wir nun Walther vom Beginne des neuen Jahrhunderts fast über ein Decennium wie an heimischer Stätte, und sie entlockte ihm nicht nur Sprüche ernsten politischen Inhaltes, sondern auch Frau Minne schmeichelte sich wieder an ihn heran und schlug die Saiten. Zunächst verdanken wir dem Wartburger Aufenthalte Walthers »Tagelied«. In diesem finden wir ein schönes Zeugnis von dem anregenden Einflusse, welchen der tiefsinnige Dichter des »Parzival« auf seinen Sangesgenossen genommen hatte. Ist doch Wolfram der Meister jener eigenthüm-

lichen Dichtungsgattung, die von der Provence ausgehend frühzeitig in Deutschland Aufnahme gefunden hatte. Zwei Liebende schlafen in nächtlicher Kemenate; da verkündet der Wächter den Anbruch des Morgens; sie müssen scheiden.

## Taglied.

*Im Arm der Herrin kosend lag*
*Ein schmucker Ritter; sieh, da brach*
*Durch Wolken lichter Morgenschein.*
*Die Herrin rief: »O weh dir, Tag!*
*Du nimmst mir den Geliebten, ach!*
*Die Liebe schafft nur Herzenspein.«*

*O liebe Herrin, klage nicht!*
*Uns beiden frommt es, geh ich fort;*
*Schon leuchtet hell der Morgenstern.*
*»O schweige, Freund, denn mir zerbricht*
*Das Herz vor Leid bei diesem Wort!*
*Was eilest du? Der Tag ist fern!«*

*Ich bleibe denn. Doch sage schnell,*
*Was du zu sagen hast, dass wir*
*Die Späher täuschen wie bisher.*
*»O bleib nicht lange, mein Gesell,*
*Denn so du ferne bist von mir,*
*Ist mir das Herz so bang, so schwer.«*

*Ich komme, so ich kommen kann,*
*Und trennt mich nur ein Tag von dir,*
*Ich denke dein viel tausendmal!*
*»O bleibe treu, mein liebster Mann,*
*Und komme bald, ach bald zu mir!*
*O weh, es kommt der Sonne Strahl.«*

*Was helfen mir nun Blumen roth,*
*Sie sind mir, da ich scheiden muss,*
*Was Schnee und Eis den Vöglein ist.*
*»Du thatest nie so wohl, o Gott!*
*O liebster Mann, noch einen Kuss,*
*Eh' du mir fern auf lange bist!«*

*Nun ist es Zeit. Der Wächter grüsst:*
*Wacht auf! Wacht auf! So lebe wohl!*
*Ob deiner Ehr' muss ich von hier.*
*»O wüsstest du, wie schwer mir ist,*
*Dass ich von dir nun lassen soll;*
*Geliebter Mann, Gott sei mit dir!«*

*Der Ritter trauernd von ihr schied,*
*Sie aber sah ihm weinend nach;*
*Da rief er noch: Ich denke dein.*
*»O weh,« sprach sie, »dir, Tagelied!*
*So oft du tönst, so findest, ach!*
*Du mich in Thränen und allein!«*

Obwohl schon manch Silberfaden das Haar des Dichters durchrankt, so stimmt er doch im Dienste einer neuen Herrin Liebesweisen an:

*Ein neuer Sommer, eine neue Zeit,*
*Ein süsses Hoffen, ein lieber Wahn*
*Gefallen mir im Wechselstreit,*
*Weil ich noch Liebes hoffen kann.*

*Mehr als der Vöglein Frühlingslied*
*Gefällt mir Eines, das ich weiss:*
*Dass, wer für Frauenschönheit glüht,*
*Auch erntet ihrer Liebe Preis.*

*Die Anmuth Weibes Schönheit schmückt*
*Mehr als das Gold der Edelstein,*
*Und so noch Tugend sie beglückt,*
*O sagt, was kann wohl Schön'res sein?*

*Und du, geliebte Herrin, bist*
*Anmuthig, schön und tugendhaft;*
*Ein Kranz von Blumen dir erspriesst,*
*Der vollen Werth dem Manne schafft.*

*Ja, wer die süsse Liebesbürde*
*Um solch ein Weib versteht zu tragen,*
*Gewinnt des Mannes echte Würde*
*Und kann von Herzensfreude sagen.*

Da nur Frauenliebe das Herz erfreut, so sucht Walther dieselbe bei seiner Herrin zu finden. So oft er die Augen nach ihr aussendet, kommen sie mit freudenvoller Botschaft zurück. Aber es sind nicht die leiblichen Augen, sondern

## Die Augen des Herzens,

mit welchen er sie erblickt. Heil ihm, wenn auch sie ihn mit geistigem Auge ersieht!

*Sommer und Winter, beide sind*
*Des Mannes Trost, der Trost begehrt.*
*In Freude ist nur der ein Kind,*
*Dem Liebe nie ein Weib gewährt.*
*Mannesmund die Frauen preist,*
*Doch die herrlichsten zumeist.*

*Da Liebe Manneswerth verleiht,*
*Ersehnt sich Liebe nur mein Herz*
*Von ihr, die ich zu jeder Zeit*
*Als Beste rühmte allerwärts;*
*So oft sie sah des Herzens Blick,*
*Kam frohe Kunde mir zurück.*

*Es ist doch wundersam, ich sah*
*Sie lange nicht, wie es geschieht,*
*Sind ihr des Herzens Augen nah,*
*Dass man sie ohne Augen sieht.*
*Wie kann das Wunder wohl geschehn,*
*Sie ohne Augen stets zu sehn?*

*Ihr fragt, wer sind die Augen dein,*
*Dass du sie schaust durch alles Land?*
*Das sind die Gedanken des Herzens mein,*
*Die durch Mauer brechen und durch Wand.*
*O Merker, wahrt sie noch so gut,*
*Ich sehe sie trotz eurer Hut!*

*Ob sie wohl je mich so beglückt,*
*Dass sie mich ohne Augen schaut,*
*Nur mit Gedanken mich erblickt,*
*Vergeltend meine wundertraut?*
*O lohne mir mit treuem Sinn,*
*Der ich dir treu auf ewig bin!*

Wie in den Tagen der Jugend, sehnt sich Walther auch jetzt,

*Ihrem rothen Mund zu nahen*
*Und sie liebend zu umfahen,*

und er, der einstens in banger Winterzeit lieber rohe Krebse essen oder Mönch zu Toberlu werden wollte, stimmt jetzt ein Lied zum

## Lob des Winters

an, dem er freilich nun eine andere, bessere Seite abzugewinnen weiss:

*Wann von allem Weh befreit*
*So ein Lieb beim andern ruht,*
*Denen ist die Winterzeit*
*Noch einmal so lieb und gut.*
*Winter wie der Sommer —*
*Beide bieten Wonnen viel,*
*Dass ich sie lobpreisen will.*

*Flüchtig ist der Wintertag,*
*Doch die Nacht ist lang und warm,*
*Glücklich, wer da ruhen mag*
*In des Liebchens weichem Arm!*
*Was hab' ich gesprochen?*
*Weh mir, hätte ich geschwiegen!*
*Werd' ich je so wonnig liegen?*

In dieses Sinnen und Minnen hinein fällt die Kunde von Reinmars Tod. Es sind zwei herrliche Kränze, die Walther auf das Grab der Nachtigall von Hagenau legt, wissen wir doch, dass sich die Freundschaft, welche Meister und Jünger einstens verband, gelockert hatte.

## Klage um Reinmars Tod.

I.

*O weh, dass Weisheit nicht und Tugend,*
*Noch Mannesschönheit sich und Jugend*
*Vererben, wird der Leib begraben.*
*Ein weiser Mann beklagt es tief,*
*Was wir, seit Reinmar uns entschlief,*
*An edler Kunst verloren haben.*

*O möge reicher Lohn dir spriessen!*
*Du liessest keinen Tag verfliessen,*
*Der nicht von Frauenlob erklang;*
*Und hättest du nur Eins gesungen:*
*»So wohl dir Weib, dein Name rein!«*
*Dir wäre ewiger Dank erklungen,*
*Und alle Frauen müssten dein*
*Für jenen herrlichen Gesang*
*In frommer Bitte stets gedenken:*
*Es möge Gott dir Gnade schenken!*

II.

*O Reinmar, ich beklage dich*
*Viel mehr im Herzen, als du mich*
*Beklagen würdest, wäre ich gestorben.*
*Und dennoch will ich's offen sagen:*
*Dich selber wollt' ich minder klagen,*
*Als deine Kunst, die mit dir ist verdorben!*
*Wie konntest du durch deine Töne*
*Die Welt erfreu'n, die ewig schöne,*
*So du nur anders auch gedacht.*
*O weh, dass sich dein süsser Mund,*
*Da ich noch lebe, hat geschlossen,*
*Statt dass wir zwei im treuen Bund*
*Gegangen wären als Genossen,*
*Denn auch bei mir ist's bald vollbracht.*
*So lebe wohl, wir sehn uns wieder,*
*Und habe Dank für deine Lieder!*

Unterdessen liess aber Walther

*Auch seine Augen forschend ruhn*
*Auf dieser Welt geheimstem Thun,*

und wie ein Prophet, vor dessen Blick die Vergangenheit und Zukunft klar und offen liegen,

*Gieng er allem horchend und sinnend nach,*
*Was jemand that, was jemand sprach.*

So durchschaute er denn auch das schmachvoll trügerische Spiel, welches Papst Innocenz III. mit der deutschen Königskrone spielte. Er, in dessen Macht es gelegen wäre, durch ehrliche Anerkennung des einen Gegenkönigs dem deutschen Reiche den ersehnten Frieden zu geben, gefiel sich in der Rolle eines zweideutigen Friedensfürsten, welcher beide Gegner durch falsche Versprechungen in einer Weise hinzuhalten verstand, dass jeder von ihnen sich der päpstlichen Gunst zu erfreuen glaubte, und schürte so hämisch lachend jenen unseligen Bürgerkrieg, der aus diesem doppelzüngigen Spiele erwachsen war.

*Zu Rom vernahm ich, wie man lügt,*
*Zwei edle Könige betrügt;*
*Darob entstand der grösste Streit,*
*Den jemals focht die Christenheit.*
*Da sah man sich entzweien*
*Die Pfaffen und die Laien;*
*Die Noth gieng über alle Noth,*
*Denn Leib und Seele lagen todt.*

Zwar hatte Philipp von Schwaben einen siegreichen Feldzug gegen Otto und seinen Anhang geführt. Der Welfe mit den Erzbischöfen von Köln und Trier im Bunde unterlag der staufischen Uebermacht:

*Die Pfaffen setzten sich zur Wehr,*
*Der Laien waren dennoch mehr;*

nun aber griff Papst Innocenz zu einem viel wirksameren Gegenmittel. Sich offen für Otto erklärend, den König von Gottes und des Papstes Gnaden, bannte er den staufischen König als einem Geschlechte ent-

stammend, welches von je die Kirche verfolgt habe, und entband die deutschen Unterthanen des Eides der Treue:

*Das Schwert sie liessen wiederum*
*Und hiengen sich die Stola um*
*Und bannten, wen sie wollten,*
*Nicht, den sie bannen sollten:*

Otto von Braunschweig. Ein schweres Unheil brachte dieses Anathem. Schon war Ottos Anhang im Sinken gewesen; mit einemmale erhob er sich wieder. Auch der Landgraf von Thüringen, politisch einer Wetterfahne gleich, die nach dem Winde streicht, der eben weht, verliess Philipps Sache und wandte sich Otto zu. Mit ihm der böhmische König Ottokar, der seine halbwilden Horden zum Schutze des Thüringerlandes gegen Philipp führte, um hier in Freundesland ebenso zu hausen, wie auf feindlichem Boden. Da wurden Kirchen und Klöster zerstört, Altartücher um wiehernde Hengste gebunden und Nonnen und Jungfrauen an deren Schweifen mit fortgeschleppt. O, klagt Walther:

*Man äscherte die Kirchen ein,*
*Ich aber sah im Dämmerschein*
*Des Waldes voller Thränen*
*Am Kreuz den Klausner lehnen;*
*Er klagte Gott das herbe Leid:*
*O weh, der Papst ist all zu jung,*
*Hilf, Herr, der armen Christenheit!*

Wehe dem Tage, fährt Walther in einem andern Spruche von

fort, an dem König Konstantin dem römischen Stuhle durch die Ueberreichung der Marterwerkzeuge Christi den Grund zur weltlichen Macht verliehen hatte. Wie ein Chronist berichtet, ertönte damals vom Himmel die Stimme eines Engels: Heute ist Gift in die Kirche gegossen worden, weil ihre Macht sich vergrössert und die Frömmigkeit verringert hat.

*Es gab der König Konstantin*
*Dem Stuhl zu Rom so vieles hin,*
*Wie ich euch sage: Speer und Kreuz und Krone.*
*Da rief der Engel laut: O weh,*
*Und wieder weh und nochmals weh!*
*Wie herrlich diente man einst Gottes Sohne!*
*Nun aber fiel ein Gift auf alle,*
*Ihr Honig wurde, ach, zur Galle,*
*Darob steht einst die Welt verzagt.*
*Die Fürsten leben rings in Ehren,*
*Die Kaiserkrone kommt zu Fall,*
*Das hat gethan der Pfaffen Wahl.*
*Dir sei es, süsser Gott, geklagt.*
*Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren:*
*Der Engel hat uns wahrgesagt.*

Anderseits aber wendet sich Walther, wohl wissend, dass die deutschen Reichsfürsten nur durch Gold und Ehren zu ködern seien, an König Philipp, ihn mahnend, nur jetzt nicht zu kargen, sondern mit voller Hand gleich Alexander dem Grossen und dem Sultan Saladin zu spenden:

*Fällt dir der Spruch des Saladin nicht ein?*
*Durchlöchert soll die Hand des Fürsten sein,*
*So würde er gefürchtet und geminnet.*
*Auch an den König Richard sei gemahnt!*
*Den man gelöst ob seiner milden Hand;*
*Der Schaden frommt, wenn doppelt man gewinnet!*

Zu den herrschenden Wirren und schweren Unglücksfällen im deutschen Reich kamen im Jahre 1207 noch grauenvolle Zeichen am Himmel, die mit der wuchernden Untreue auf Erden zusammengehalten an die Vorzeichen des jüngsten Tages erinnerten, von welchen Christus zu seinen Jüngern gesprochen hat. Wie ein Dichter der Jetztzeit in der Erwartung des Weltgerichtes singt:

*»Allstündlich rufen Glocken und ruft der Bussgesang:*
*Bereite dich zum Ende, o Welt, zum Untergang!*
*Es sagen alle Bücher und unsre Sünden klar:*
*Es nahn die letzten Tage, der Erde letztes Jahr ...*

*Die Glut wird sie zerstören, der Sturm wird sie verwehn;*
*Ihr Schiffer auf den Meeren, die Zeichen sind geschehn!*
*Gewaltthat nur noch waltet und übermüthig Erz,*
*Das Volk ist ohne Richter und ohne Furcht das Herz,«*

so sang auch Walther, der damaligen Anschauung des Volkes Ausdruck gebend, von den

## Vorzeichen des jüngsten Tages

und forderte zu reuiger Umkehr auf:

*Wacht auf! Wacht auf! Anbricht der Tag,*
*Vor dem die Welt erzittern mag,*
*Ob Christ, ob Jude oder Heide —*
*Saht ihr des Himmels Zeichen nicht?*
*Es kommt der Herr zum Weltgericht,*
*Dass er die Guten von den Bösen scheide.*

*Der Sonne Glanz ist schwarz geworden,*
*Untreue wuchert aller Orten,*
*Des Friedens sind wir all' beraubt;*
*Der Vater wird vom Kind betrogen,*
*Der Bruder lügt den Bruder an,*
*Der Pfaffe trügt, wie er nur kann,*
*Den ihr zum Himmel führend glaubt:*
*Gewalt siegt ob, das Recht ist uns entzogen,*
*Wacht auf! Wacht auf! Streut Asche auf das Haupt!*

Damit verstummen die Sprüche, welche Walther im Dienste Philipps gesungen hat. Sie verstummen, obwohl letzterer abermals als Sieger aus den Schlachten hervorgegangen war; und weder der Triumph, dass selbst Ottos mächtigster Freund, Erzbischof Adolf von Köln, den einstigen Gegner zu Aachen salbte und krönte, noch die erschütternde Nachricht von dem plötzlichen Tode des Königs durch die ruchlose Mörderhand Ottos von Wittelsbach entlockten dem einst so warmen Staufenfreunde Worte des Jubels und der Klage. Walthern mochte das Unglück, welches der Krieg über Thüringen brachte, sehr zu Herzen gegangen sein, und mit gerechtem Zorne wandte sich der Dichter, der einstens mit solcher Begeisterung an Philipp gehangen hatte, von ihm ab, als er sah, wie der König das schöne Thüringen den wilden Horden eines Ottokar schonungslos preisgab. Der Anblick so unsagbaren Elendes mochte auch Schuld gewesen sein, dass Walther die ihm so lieb gewordene Wartburg verliess. Nicht im Unmuth gab er dem Landgrafen Hermann die Hand zum Abschiede; als Freunde sind sie auseinander gegangen, und ein gleich lieber Empfang wurde dem Dichter zutheil, als er nach Jahren noch einmal an die Wartburg klopfte und bei

Thüringens Blume

um Einlass bat.

*So bin ich denn wieder, o Landgraf, erschienen,*
*Denn es ist meine Art, nur den Besten zu dienen.*
*Mild sind wohl auch andere Fürsten im Reich,*
*Doch du bist im Geben beständig und gleich.*
*Ich habe, o Landgraf, in deinem Gebaren*
*Noch niemals die Launen des Mondes erfahren.*
*Wer heute verschwendet, dann kargt mehr denn je,*
*Des Lob muss ergrünen und falben wie Klee.*
*Nur Thüringens Blume erglänzt durch den Schnee*
*Im Winter und Sommer und jetzt wie vor Jahren.*

Mit dem Dichter sagen auch wir jener Burg Lebewohl, bei deren Eintritt eine hehre Ehrfurcht den Wanderer befällt, denn:

»*Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,*
*Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt*
*Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.*«



## Dichter und Papst.

Das ist ein Tag der Wonne,
O Frankfurt, Stadt am Main,
An deutscher Länderkrone
Du kostbarster Edelstein!
Es läuten alle Glocken,
Man kommt von nah und fern,
Einstimmig zu frohlocken
Dem kaiserlichen Herrn.

Doch der sah stolz und finster
Kaum auf das Volk herab,
Das nach dem heiligen Münster
Ihm das Geleite gab.
Und ob man wie Blüthen im Maien
Ihm bunte Kränze warf,
Ihn konnte nichts erfreuen,
Sein Auge blitzte so scharf.

Wohl tobte in ihm ein Gewitter,
Als er aus fern und nah
Die Herzöge, Grafen und Ritter
Demüthig vor sich sah.
Da waren aus Oestreich und Meissen
Die Herrn und aus bairischem Land,
Den Kaiser willkommen zu heissen,
Den Roma vor kurzem gebannt.

Nur Einer hob sich aus allen
Gar trutziglich hervor
Und liess seine Stimme erschallen
Aus der Ritter zagendem Chor.
Und alles sah voll Staunen
Bald ihn, bald den Kaiser an,
Das war ein Winken und Raunen:
Wer ist der kühne Mann?

Jetzt liess er über die Saiten
Zu sanftem Präludium
Vorerst die Finger gleiten
Und blickte stolz sich um;
Dann gleich wie Donners Rollen
Wuchsen die Töne an,
Und aus dem Herzen, dem vollen,
Herr Walther jetzt begann:

## Willkomm an den Kaiser.

*Herr Kaiser, seid uns hoch willkommen,*
*Der König ist von euch genommen,*
*Und eure Krone blitzt vor allen Kronen!*
*In eurer Hand liegt Macht und Gut,*
*Und ob ihr recht, ob unrecht thut,*
*Sie kann bestrafen und belohnen.*
*Auch dieses sei euch noch verkündet:*
*Die Fürsten sind euch unterthan*
*Und harren demuthsvoll auf euch;*
*Vorab ist Meissen euch verbündet,*
*Dass eher von der Himmelsbahn*
*Ein Engel fiel' ins Höllenreich.*

Und Walthers Auge ruhte
Auf Dietrich, treu und mild,
Und mit erhöhtem Muthe
Ward seine Brust erfüllt;

War Otto auch ein Gebannter,
Vor Christus war er's nicht;
Als ein von Gott Gesandter
Herr Walther jetzo spricht:

## Göttliche Botschaft.

*Herr Kaiser, ich bin ausgesandt*
*Von Gott und thue euch bekannt:*
*Die Welt ist euch, der Himmel ihm gegeben.*
*Als seinem Vogt sei euch geklagt,*
*Wie trotzig es der Heide wagt,*
*In Sohnes Land sich zu erheben.*
*O wahrt sein hohes Recht auf Erden!*
*Sein Sohn, es ist Herr Jesus Christ,*
*Wird euch Vergeltung nicht versagen,*
*Dort, wo er Himmelskönig ist,*
*Wenn ihr den Teufel selbst wollt klagen:*
*O lasst ihn euch verpflichtet werden!*

Er sang's, und vom Auge flammte
Es ihm wie ein Himmelsstrahl,
Als ob er Gott entstammte,
Umschwoll ihn des Jubels Schall.
So brausen im nächtigen Walde
Die Eichen vom Sturme gebeugt,
Doch Walther winkt, und balde
Legt sich der Jubel und schweigt.

Denn die Saiten zum dritten ertönen,
Dem heiligsten Ziele geweiht:
Um Deutschland zu versöhnen
Und all die Christenheit.
Heil dann dem Wappenzeichen:
Drei Löwen und halbem Aar!
Besiegt muss vor ihm weichen
Die trotzige Heidenschaar.

## Adler und Löwe.

*Herr Kaiser, wenn durch Schwert und Strang*
*Der Friede Deutschlands euch gelang,*
*Wird sich das Ausland huldigend verneigen.*
*Es ist ein Ruhm, der mühlos krönt,*
*Und wenn ihr noch die Christenheit versöhnt,*
*Wie wird der Heiden Uebermuth dann schweigen!*
*Ihr habt des Kaisers Doppelmacht auf Erden:*
*Des Adlers Milde, des Löwen Kraft;*
*Das Wappen ist's auf eurem Schilde. —*
*O wenn die beiden Kampfgefährten*
*Bekriegten einst die Heidenschaft,*
*Wer trotzte ihrer Macht und Milde?*

Mit diesen drei Kaisersprüchen, »in denen die ganze Grossartigkeit der Kaiseridee zu ihrem Ausdruck gekommen ist«, begrüsste Walther im Gefolge des Grafen Dietrich von Meissen den König Otto auf dem Hoftage, den dieser im März 1212 zu Frankfurt am Main abgehalten hatte.

Nach Philipps Tode allgemein als deutscher König anerkannt, war Otto nach Rom gezogen, um die Kaiserkrone zu empfangen; von der Zeit aber war es, als ob die alte Staufenkrone eine magische Gewalt auf den Welfen ausübte, und es dauerte nicht lange, so wollte der neue Saul, der dem Papste geschworen hatte, das Erbgut Petri nicht zu betasten, im Kirchenstaate mit der alten kaiserlichen Vollmacht gebieten; ja er scheute selbst den Waffengang nach Apulien nicht, um das alte Normannenland an sich zu ziehen. Damit war die Geduld des Papstes erschöpft. Acht Tage nach dem Einzuge in Apulien gehörte auch Otto

zu denen, die sich rühmen konnten, mit dem Bannfluch beladen zu sein. Wie dieses Wort an Walther schlug! Ja, er ist es gewesen, diese hehre Natur, der, als die deutschen Fürsten in Nürnberg rathschlagten, um Friedrich, den Sohn Heinrichs VI., an Stelle Ottos zum König zu erwählen, mit klingendem Spiel ins Lager des Welfen gieng. Otto war ihm ja kein Pfaffenkönig mehr, auch ihn hatte der Traum deutscher Kaiserglorie umsponnen, und erst musste er ein Gebannter sein, bevor er dem Dichter ein Anerkannter wurde. Unterdessen war der Kaiser mit Eilschritten über die Alpen gekommen, für manchen zu früh, der den Nürnberger Tractat im Herzen gutgeheissen hatte. Ob es nicht angezeigt war, gute Miene zum bösen Spiel zu machen? Staunen muss man, wenn man die Reihe der Fürsten und Herren sieht, die den Frankfurter Hoftag besucht hatten. Wie Worms auf Luther, so blickte jetzt Frankfurt auf unseren Sänger, der mit flammender Begeisterung den gebannten Kaiser willkommen hiess und ihn der Treue der Fürsten, vor allem des Meissners, versicherte.

Aber geradezu ein zweischneidiges Schwert wurde die Fiedel Walthers, als er sich vom Kaiser weg an Papst Innocenz wandte, der zwei Zungen in einem Munde führte.

Wohl wusste er, dass auch ihn, den Anhänger des Kaisers, der Bannstrahl traf, aber der Dichter fürchtete denselben nicht, war es doch Innocenz selbst, der Otto zum Kaiser geweiht und bei Strafe des Bannes befohlen hatte, ihn als den einzigen rechtmässigen Herrn anzuerkennen.

## Der Bannstrahl.

*Herr Papst, ich bin doch sündenrein,*
*Denn ich will euch gehorsam sein;*
*Wir hörten euch der Christenheit gebieten,*
*Der Kaisertreue stets zu pflegen,*
*Als ihr ihm gabt der Gottheit Segen,*
*Dass wir ihn hiessen »Herr« und vor ihm knieten.*
*Vergesst auch nicht des Heilands Spruch:*
*Wer segnet, soll gesegnet sein,*
*Doch wer im Herzen fluchend grollt,*
*Den treffe vollgemess'ner Fluch!*
*Bei Gott, bedenkt doch dies allein,*
*So ihr der Pfaffen Ehre wollt!*

Solche Verlogenheit war zu viel für den arglosen Deutschen, der sich verachtend von den

## Zwei Zungen

wendet.

*Gott gibt zum König, wen er will,*
*Darüber staune ich nicht viel;*
*Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre.*
*Sie widerrufen so bereit,*
*Was sie gelehrt vor kurzer Zeit.*
*Bei Gottes und der eig'nen Ehre*
*Gesteht uns offen und in Treue,*
*Durch welches Wort ihr uns betrogen.*
*Erkläret Eines aus dem Grunde,*
*Ob nun das alte oder neue!*
*In Einem sind wir doch belogen:*
*Zwei Zungen stehen schlimm in einem Munde.*

Selbst mit den Worten der heiligen Schrift schlägt der Dichter den Eingriff in

## Kaisers Recht.

*Als Gottes Sohn der Welt erschien,*
*Versuchten oft die Juden ihn;*
*So fragend einst sie zu ihm giengen,*
*Ob man in freier Stellung wohl*
*Dem König Zinsen geben soll;*
*Durchschauend doch die feinen Schlingen,*
*Liess er sich eine Münze langen:*
*Wes Bildnis seht ihr, Juden? sprecht!*
*Des Kaisers! zischten da die Schlangen.*
*Des Kaisers, gut! sprach er, man misst*
*Dem Kaiser zu, was Kaisers Recht,*
*Und spendet Gott, was Gottes ist.*

Im Dienste Ottos, in den Walther bald nach dem Frankfurter Hoftage getreten war, erklangen nun jene »gewaltigen Sprüche gegen Papst und Geistlichkeit, welche durch die Unmittelbarkeit der Empfindung, die männliche Kraft und den edlen Sinn, den sie bekunden, zu dem vorzüglichsten gehören, was je gedichtet ist«. So wendet er sich tadelnd gegen den Papst, der dem gläubigen Volke mit bestem Beispiele voranleuchten sollte. Doch Innocenz ist ein neuer Judas, der die Welt belügt und betrügt, und leider folgen ihm, als dem väterlichen Haupte, Tausende und Tausende der Gemeine, so dass Gottes Minne dem beiwohnen müsste, dessen Herz in solchen Zeiten nicht verkehrt werde. In der That schien es, als ob alle sittlichen Gebrechen von Rom ausgegangen wären, um das gesunde deutsche Land zu verpesten. So kann das Jahr 1213 erzählen, wie man das Kreuz predigte und Opferstöcke aufstellte, und wozu? Um milde Gaben für das heilige Land! Ihr Thoren und

Thörinnen, ruft Walther aus, weg mit dem Opferstock, der nur ausgesendet ist, um in Deutschland dumme Narren zu finden, die den Papst bereichern; denn zu Gottes Hilfe werde des Silbers wenig ins heilige Land gelangen.

## Der Opferstock.

*Sagt an, Herr Stock, hat euch der Papst gesendet,*
*Dass ihr ihn reich macht und uns Deutsche pfändet?*
*Gold über Gold kommt nach dem Lateran,*
*O Schelmenstreich, den er schon oft gethan!*
*Er sagt, wie es im Reich verworren sei,*
*Und neuen Zins trägt jede Pfarre bei.*
*Das Silber, glaubt ihr, kommt ins heilige Land?*
*Als flösse Gold je aus der Pfaffen Hand!*
*Herr Stock, ihr seid zum Schaden hergesandt,*
*Denn Thor und Thörin stehn euch immer frei!*

Wie sich der Papst ins Fäustchen lachen wird, wenn er den Welschen sagen kann, dass er zwei Alemannen, Otto und Friedrich, unter eine Krone gebracht habe, auf dass sich fülle

## Der welsche Schrein.

*Ahi, wie christlich nun der Papst ins Fäustchen lacht,*
*Wenn er den Welschen sagt, wie er es hier gemacht.*
*Pfui, was er spricht, o hätte er's lieber nie gedacht:*
*Ich habe zwei Alemannen auf einen Thron gebracht.*

*Und während das Reich zu verwüsten sie weder ruh'n noch rasten,*
*Füll' ich so recht gemüthlich in Rom den Opferkasten.*
*Hei, wie den Stock sie ziehen! Ihr Gut wird alles mein,*
*Das deutsche Silber wandert in meinen welschen Schrein,*
*Ihr Pfaffen, esset Hühner und trinkt vom besten Wein!*
*Was ist's auch, wenn die Deutschen in ihrer Thorheit fasten!*

Ja, Walther wendet sich geradezu an Gott selbst um Abhilfe, war doch

*des römischen Stuhles Macht*
*Dorthin wie unter Gerbert einst gebracht,*
*Nur kam der Zauberer allein zu Falle;*
*Doch dieser stürzt mit sich die Christen alle.*
*Was ruft ihr nicht herab des Himmels Strafen*
*Und fraget Gott: Wie lange wirst du schlafen?*
*Vereitelt wird dein Werk, gefälscht dein Wort,*
*Dein Kämmerer, der Papst, stiehlt dir den Gnadenhort,*
*Als Richter raubt er hier und mordet dort,*
*Dein Hirt ist Wolf geworden unter Schafen.*

Aber nicht nur auf die römische Curie richtete Walther sein Augenmerk, sondern er verfolgte auch mit lebendigem Interesse das politische Gebaren der habgierigen Fürsten, die das kaum beruhigte deutsche Land von neuem in die Wirren eines Parteikampfes stürzten. Denn trotz dem Frankfurter Hoftage, an dem Walther als ein mahnender Herold deutscher Kaiserglorie erschienen war, wandten sich viele dem Sohne Heinrichs VI. zu, der unterdessen zu einem herr-

lichen Jüngling herangewachsen war: zunächst das wetterwendische Thüringen, bald darauf Meissen. Ja, schon zog der junge Friedrich mit dem Segen und dem Golde des Papstes ausgerüstet über die Alpen dem schwäbischen Meere zu. Der Pfaffenkönig kommt, höhnte der Welfe, nicht ahnend, dass der Gegner alles besass, um die Herzen des Volkes im Sturme zu erobern. Was aber sämmtlichen Tugenden die Krone gab, war die reich hinstreuende Hand. Wie schnell war da die Wahl zwischen staufischer Milde und welfischem Knauserthum getroffen! O weh, singt Walther:

## Gut geht vor Ehre.

*Vom Po zur Trave und der Seine zur Mur*
*Bin ich gewandert und sah Eines nur:*
*Man fragt nicht viel, wie man das Gut erreiche;*
*Geh schlafen, höfischer Sinn, thät ich das Gleiche!*
*Von jeher man das Gut willkommen nannte,*
*Den Vorzug doch der Ehre man erkannte.*
*Nun aber gilt bei Frauen nur das Gold,*
*Ihm sind im Rathe Fürst und König hola,*
*O weh dir, Reich, du stehst in seinem Sold!*
*O Gut, du bist nicht gut, du bist voll Schande!*

In Kürze der Zeit fiel alles dem Kaisersohne zu, der fast ohne eine Schlacht zu liefern das Reich eroberte. Umsomehr muss es uns wundern, den Dichter, jenen alten Staufenfreund, noch immer bei Otto zu sehen. Sollte der welfische Hof ein so anziehender Magnet gewesen sein? Nichts von dem. Man denke sich Walther, den Sänger von Frühling und Frauen, mitten in einem Kreis roher Saufbolde, die dem Trunke so

lange fröhnten, bis ihnen Zunge und Füsse erlahmten und sie sanft gebettet unter dem Tische lagen. Was nützte es, wenn Walther mahnte,

## Wie man trinken soll.

*Der Mann hat schlecht getrunken, der so trinket,*
*Dass ihm vom Wein die schwere Zunge sinket*
*Und er nur Schmach und Schande zu sich winket.*
*Ihm stünde besser, so sich zu benehmen,*
*Dass er auf eig'nen Füssen stehen kann;*
*So sanft man ihn auch trägt, den guten Mann,*
*Er gienge lieber, um sich nicht zu schämen. —*
*Den Durst zu stillen, das bringt keinen Spott;*
*Doch trinken, dass man sich nicht kennt noch Gott,*
*Ist wider alles göttliche Gebot.*

Wilde Spässe fielen auf das Haupt des Dichters, der den gastfreundlichen Wirth wie den geladenen Gast vor zu vielem Trinken warnte und auch hier das richtige Mass verlangte.

Aber auch Otto war kein Mann für Walther. Sein Ohr gehörte feigen und klatschsüchtigen Hofschranzen. Mit einem gewissen Grauen wendet sich Walther von den falschen Lächlern ab, die Honig auf der Zunge und Galle im Herzen haben. Ein verlogener Mund und ein zwerches Sehen sind ihm in der Seele zuwider; ja er schwört Gottes Zorn auf jene herab, welche sich der Hand des Mannes mit der Glätte des Aals entwinden. Die Gesinnung des Mannes soll fest wie ein Stein und in der Treue glatt wie ein Pfeilschaft sein. Nicht wissend, was Freundschaft sei, wandte sich Otto solchen Rathgebern zu, die ihn zu Lug und Trug anleiteten und ihn hinderten, das ge-

gebene Wort zu halten. Vergebens warnte ihn Walther vor denselben, mögen sie nun je nach ihrem vornehmern oder geringern Stande sitzend oder stehend an den Berathungen theilnehmen.

## Die falschen Lächler.

*Ein Kranz des Lobes soll den Hof umranken,*
*So lange nicht die höfischen Sitten wanken*
*Und Wort und Miene gleichen dem Gedanken.*
*Vor falschem Lächler grauet mir in Sorgen,*
*Sein Herz voll Gall', sein Mund voll Honig ist.*
*Des Freundes Lachen sei ohn' Hinterlist,*
*Rein wie das Abendroth vor klarem Morgen!*
*Dem wahren Freunde bin ich gerne nah,*
*Doch trügt sein Mund, so nähm' ich lieber da*
*Ein off'nes Nein für zwei gelog'ne Ja.*

## Schlechte Rathgeber.

*Wer er auch sei, ein Schalk ist, der betrüget*
*Und seinen Herrn verleitet, dass er lüget;*
*Erlahme Bein, so er im Rath es bieget!*
*Und redet er als hoher Herr vom Sitze,*
*So werde ihm die falsche Zunge lahm,*
*Sie brachten manchen Fürsten um die Scham;*
*Soll Lüge Weisheit sein, erröthet vor dem Witze!*
*Ein falsch Gelübde soll der Mund behalten;*
*Doch nie soll ein Versprechen je veralten,*
*Sonst wird zu früh das warme Lob erkalten!*

Die herbste Enttäuschung wurde jedoch dem Dichter, als er, der wandermüde, an Ottos Dank appellirte und ihn um ein Lehen bat.

## Wirth und Gast.

*Grüss Gott, Herr Wirth! Dem Grusse muss ich schweigen;*
*Grüss Gott, Herr Gast! Ich muss mich dankend neigen.*
*Wirth und Daheim: Man prahlt mit diesen Worten;*
*Herberg und Gast: Man schämt sich aller Orten.*
*O dass auch ich einst sagte: Sei am frommen*
*Und stillen Herd, o Gastfreund, mir willkommen!*
*O Gauklerfahrt! Heut' hier und morgen dort!*
*Ich bin daheim! Wie traulich klingt das Wort!*
*Man wünscht den Gast und Schach dem König fort,*
*Von euch sei Schach, von mir der Gast genommen!*

Es kam nicht so. Otto verlor weder sein Schach, das ihm Friedrich bot, noch Walther den Gast. Darf es uns wunder nehmen, wenn sich der Sänger, der Ottos Namen weit über die deutschen Gaue hinausgetragen hatte, von dem undankbaren König losriss und dem Staufen zuwandte, der zweifelsohne die Fiedel Walthers mehr zu schätzen verstand, als der gewaltthätige Otto? So sagte sich denn Walther mit einem nicht sehr schmeichelhaften Spruche von dem Könige los, den er in Bezug auf seine Falschheit und Doppelzüngigkeit mit einem schrecklichen Wunderthiere vergleicht, das selbst in den Fluthen des Meeres, die doch die abenteuerlichsten Ungeheuer in der Tiefe bergen, als ein seltsames Unthier erscheinen würde.

## Das Wunderthier.

*Ich konnte jüngst ein Wunderthier erschauen,*
*Wie man nicht sieht selbst in dem Meer, dem blauen,*
*Und statt der Freude fasste mich ein Grauen.*

*Es gleichet bösem Mann. Wer dessen Lachen*
*Am Stein der Treue prüft, merkt falsches Gold;*
*Es beisst, bevor es knurrt, weil es dir grollt,*
*Und hat zwei Zungen, kalt und warm, im Rachen.*
*Du siehst den Stachel in dem Honig nicht,*
*Es schadet dir mit lachendem Gesicht*
*Und heuchelt Unschuld, kommt sein Thun ans Licht.*

Als einst der Jüngling Walther aus den Thoren Wiens zog, bat er Gott um das Geleit eines Schutzengels, um auf der Bahn des Guten nicht zu straucheln. Auch jetzt betete er zu Gott, bevor er zu Friedrich übergieng, und gestand ihm in aufrichtiger Beichte, dass er den Worten Christi: »Liebet eure Feinde über alles!« nicht nachgekommen sei, hofft aber, dass ihm der Herr die übrigen Sünden verzeihe, wenn er in seiner menschlichen Schwäche der Eigenliebe auch in Zukunft nicht entsagen könne.

## Beichte.

*Gelobter Gott, du gabst mir Wort und Weise,*
*Und ich, dein Kind, das unter deinem Reise,*
*Ich wage noch, dass ich dich selten preise!*
*Mir fehlt, o Vater, ich will offen beichten,*
*Die Liebe zu dem Nächsten und zu dir;*
*Ich war noch keinem je so gut wie mir,*
*O möge mich dein heiliger Geist erleuchten!*
*Ich muss den hassen, der mein Herz betrübt,*
*Und kann nur lieben, der mich wieder liebt:*
*O Gnade, Herr, wenn es noch Gnade gibt.*



## Ich hab' ein Lehen.

Wenn Lerchen noch so jubiliren,
  Der Himmel noch so heiter blaut,
Ich muss am Wanderstabe irren
  Und kenne nur den bangen Laut
Der Klage, dass so früh zerronnen
  Der gold'nen Kindheit Paradies,
Das ich im Glanz der Maiensonnen
  So reich an Hoffnungen verliess.
Und an der Donau stolzen Wogen
Bin ich nach Oesterreich gezogen,
Wo ich in sommergrünen Tagen
Gelernt zu singen und zu sagen.

Mit Nachtigallen um die Wette
  Pries ich das Mägdlein aus der Schaar
Der Jungfrau'n, und auf grünem Bette
  Bot ich ihr manches Röslein dar.
Ich sang von Frühling und von Frauen
  In trunkener Begeisterung,
Wie markig klang in allen Gauen
  Dir, Vaterland, des Liedes Schwung!
Darüber bin ich alt geworden
Und muss noch immer an die Pforten
Wie einstens pochen, dass die Gnade
Des Fremden mich zu Tische lade.

Und jedes Kind, das an der Schwelle
Des Hauses spielt, ja jeder Hund,
Der mich umwandelt mit Gebelle,
Macht mir das Herz im tiefsten wund.
Ihr habt, wonach ich sehnend ringe,
Noch eine Heimat und ein Haus;
Doch, was ich sage auch und singe,
Ein Fremdling zieh' ich ein und aus:
Ein Fremdling mit gebleichtem Haare,
Der bang mit jedem jungen Jahre,
Das Blatt und Blüthe treibt, muss sprechen:
Wann, alter Baum, wirst du zerbrechen?

Wie traulich ist's, wenn Stürme tosen
Und Feuer knistert auf dem Herd;
Wenn Kind und Mutter dich umkosen
Und jeden Wunsch man dir gewährt.
Die Wolkenstirne wird geglättet
Und alles Liebe dir gebracht;
O selig, wer sich so gebettet
Und ruhig schläft trotz Sturm und Nacht.
So rauschet denn, ihr gold'nen Töne,
Dass euch die Milde Friedrichs kröne,
Und so »Herr Gast« sie wieder fragen,
Will ich als »Wirth« Willkommen! sagen.

Wie glücklich ist der Greis zu schätzen, der behaglich im Lehnstuhl ruht und von Kindern und Enkeln umgeben die längst verrauschte Kinderzeit an seinem Geiste vorüberziehen lässt. Doch bei ergrauendem Haar um fremdes Brot betteln zu müssen, thut bitter weh, um so weher, wenn es von kargem Undank gereicht wird. Noth und Armut haben auch Walther gezwungen, sich von Otto weg

## An König Friedrich

zu wenden, auf dass er ihn mit einem wenn auch noch so bescheidenen Lehen belohne.

*Apuliens König und Roms Vogt, Erbarmen!*
*So reich an Liedern, muss ich doch verarmen!*
*Wie drängt es mich nach eig'nem Herd, dem warmen!*
*Dann würd' ich singen von der Heide Prangen*
*Und Waldesvöglein, dass es lustig schallt!*
*Und dankte mir ein schönes Weib, ich malt'*
*Ihr wieder Ros' und Lilie auf die Wangen.*
*Doch ich komm' spät und reite früh, o weh!*
*Der Wirth mag singen von dem grünen Klee:*
*Die Noth bedenkt, dass eure auch vergeh'!*

Walther hatte nicht umsonst gebeten. Friedrich nahm den Sänger um so huldvoller auf, als er dessen Liedermund zu würdigen wusste. Zwar den Augenblick konnte er ihm kein Lehen verschaffen; noch war er selbst in Kriegesnoth. Aber er vertröstete ihn auf bessere Tage; bis dahin war er willkommen an seinem Hof. Erst als die Schlacht bei Bouvines geschlagen und Ottos Stern erblichen war, winkte ihm die Aussicht auf ein trauliches Heim. Fast konnte es Walther nicht glauben. Der neue König schuldete ihm ja nicht die kleinste Bohne. Welch ein Unterschied zwischen

## Otto und Friedrich!

*Herr Otto gab das Wort, mich zu beschenken,*
*Und that es nicht. Wie sollte Friedrich denken,*
*Die königliche Huld auf mich zu lenken?*

*Er schuldet mir selbst nicht die kleinste Bohne,*
*Ihm seien denn die alten Sprüche werth;*
*Einst hat ein Vater seinen Sohn gelehrt:*
*Dien' schlimmstem Mann, dass dir der beste lohne!*
*Der Sohn bin ich, Otto der schlimmste Mann,*
*Wie ich noch keinen schlimmeren gewann,*
*Der beste Friedrich, der vergelten kann.*

Der Juli 1215 brachte endlich das ersehnte Gut. An dem Tage, da Friedrich zu Aachen unter Krone gieng, erhielt Walther den Vogelweiderhof in Würzburg als Lehen. Im jauchzenden Tone spricht Walther den Dank dafür aus:

## Das Lehen.

*Ich hab' ein Leh'n, o Welt, ich hab' ein Lehen!*
*Nicht fürcht' ich mehr den Hornung an den Zehen,*
*Zu kargen Fürsten darf ich nimmer flehen.*
*Hab' Dank, o edler König, für die Gabe!*
*Im Sommer frische Luft, im Winter warme Gluth!*
*Wie freundlich rückt der Nachbar seinen Hut!*
*Ich bin ihm kein Gespenst mehr, seit ich habe.*
*O, Armut schmerzt! Ich habe sie empfunden,*
*Und meine Fiedel schlug oft herbe Wunden:*
*Nun jauchzt das Lied, wie in den schönsten Stunden.*

Welch ein idyllisches Gemälde! Eichlaubumwunden hängt die Geige an der Wand; unter ihr sitzt der greise Sänger im Sorgenstuhl; ihm zur Seite ist ein blühendes Weib, das seine Wangen streichelt. Eitles Traumgebilde!

Das Feuer flackert auf dem Herde,
Durch Feld und Wald streicht Frühlingswehn.
Geschmückt mit Blumen ist die Erde,
Hoch über mir die Wolken gehn.

Vor meiner Schwelle lustig plaudern
Die Schwalben und das Wasser rauscht;
Doch mich ergreift ein seltsam Schaudern:
Herr Wirth sei mit dem Gast vertauscht!

Wo ist, was ich mit bunten Farben
Als höchstes Glück mir vorgeträumt?
Ich muss am eig'nen Herde darben,
So kommt es, wenn man sinnt und reimt
Und über Reimen, über Sinnen,
Ach, auf das Herrlichste vergisst,
Dass man im Alter ohne Minnen
Doch nur ein armer Bettler ist.

Die Wände sind so stumm. Ich rufe:
Sie geben Antwort dumpf und kalt,
Und nimmer wandelt von der Stufe
Des Weibes liebende Gestalt.
Grüss Gott, Herr Wirth! Die Gäste fragen —
O, ich verstehe ihren Blick.
Dein Weib? dein Kind? hör' ich sie sagen,
Wir tauschen nicht mit deinem Glück.

Der Himmel lacht in reinster Bläue,
Die Fiedel trauert an der Wand.
So komm herab! Hinaus ins Freie,
Von Burg zu Burg, von Land zu Land!
Die Mauern drücken. Unter hohen,
Nachtdunklen Bäumen wird mir gut,
Wann Wolken donnern, Blitze lohen
Und zürnend wächst die Wasserfluth.

Und wenn der Sturmgott erst die Zweige
Zersplittert und den Baum zerspellt,
Dann greif' ich lustig nach der Geige
Und fiedle, dass es weithin gellt.

Ein Baum wie der, entlaubt, zerschmettert,
So bist auch du, verwaist, vereist,
Und geigst nur, wann es wogt und wettert,
Bis Sait' an Saite stöhnend reisst.

Ahi, ahi, ich könnte lachen!
Mir ist so spassig; Feuer stirb!
Was schläfst du, Rösslein? Auf, wir machen
Uns auf den Weg. O Fiedler, wirb
Um neues Brot und poche wieder
An fremde Thüren, armer Wicht!
Es bringt der Frühling neue Lieder,
Doch Glück und Liebe bringt er nicht.

Dem alten Wandervogel wurde es bald zu enge im einsamen Stübchen, und eine gewaltige Sehnsucht erfasste ihn wieder nach der Fremde. Zudem hatte er sich in der Hoffnung, ein ausreichendes Lehen zu erhalten, arg getäuscht. Gab man auch den Ertrag desselben auf ungefähr 30 Mark an, so waren doch die wirklichen Einkünfte viel zu gering, um den Dichter sorgenlos zu ernähren. In launiger Weise meint er, dass er weder Geldtruhen, sogenannte Arken, noch Kiele brauche, um sein Erspartes zu verschliessen oder über Meer zu führen, um so weniger, als auch die Geistlichkeit unter heischendem Gezänke die neue Kreuzzugssteuer einforderte.

## Grosses Lehen, kleiner Ertrag.

*Mein Lehn, o König, gilt für dreissig Marken,*
*Die kann ich nicht verschliessen in den Arken,*
*Noch über See verschiffen in den Barken.*

*Das Wort klingt gut; doch lässt sich nicht erfassen*
*Der Nutzen, noch auch hören oder sehn,*
*Nicht Kahn noch Kiste taugen für mein Lehn,*
*D'rum rathet, soll ich's nehmen oder lassen?*
*Der Pfaffen Steuer fürchte ich noch nicht,*
*Sie prüfen nur die Arken von Gewicht;*
*Prüft her und hin und seht, was mir gebricht!*

Lockende Wanderbilder traten abermals an den Dichter heran, der zu sehr an buntfarbiges Hofleben gewohnt war. Zwar kam ihm manchmal schon der Gedanke, von den Freuden der Welt Abschied zu nehmen und sich den Himmel zu verdienen, aber noch einmal wollte er Oesterreich, das Land seiner Jugend, sehen, ihm galt die Wanderfahrt an seinem Lebensabend.



## Am Lebensabend.

Man zählte 1217. Ueber Wien hieng der brennende Sonnenball, die Vöglein neigten das Haupt, und wie schlummertrunken nickten die Blumen. Da kam aus der Biegung der Waldstrasse ein Ritter hervor, und ein Ruf freudiger Ueberraschung entfuhr seinen Lippen. Tief unten rauschte die Donau und glänzten die Thurmkronen der Stadt. Vor ihm aber, o, rief der Wanderer aus:

Du grünst noch immer, alte Linde,
Wo sind die Blumen, die ich brach?
Das Haupt gelehnt an deine Rinde,
Entschlief ich unter grünem Dach.
Und aus dem Traum, dem wundersüssen,
Rief mich ein Halsen und ein Küssen,
Schwarzbraunes Auge sah mich an:
Ein Vöglein singt nur auf den Zweigen,
O lass mich bei dir sein und schweigen,
Du allerliebster, böser Mann!

Wie konntest du so herzig kosen!
Nur einmal, Kind, hast du geweint;
Es war die Zeit der wilden Rosen,
Da alles lacht und lieb erscheint.
Du harrtest lang. Ich aber lauschte
Am Weidenbach; die Welle rauschte,

Und eine Herrin stieg empor —
O armes Röslein, früh gebrochen,
Du hast mich nimmermehr gesprochen,
Doch sang und klang es wie zuvor.

O dass nur einmal sich erschlösse,
Du Kind des Waldes, noch dein Mund,
Dass ich den alten Traum genösse
Und du mir sähst in tiefsten Grund!
Dass all die Blumen, die verdorrten,
Ob silbern auch mein Haupt geworden,
Aufblühten wie im jungen Mai;
Und durch die Nacht, die mondverschönte,
Das sehnsuchtsvolle Lied ertönte
Der Nachtigall: Tandaradei!

So ziehe denn auf müdem Stabe,
O Fiedler, in die Stadt hinein!
Nicht wahr, ich bin ein alter Knabe!
»Kommst du mit Weib, fragt ihr, allein?«
Allein. — »So fiedle auf der Stelle
Uns, graulandfahriger Geselle,
Vom Tauber, der kein Täubchen fand!«
O Röslein, Röslein, tief im Walde,
Nicht du, das Kind der grünen Halde,
Seelilie war es, die mich band.

An ihr ist all mein Glück zertrümmert,
Doch du, du bist schon lange todt;
Nur über dunkler Haide flimmert
Erinnerung als Abendroth.
O nehmt mich auf, den alten Jungen!
Wo ich das erste Lied gesungen,
Verklinge auch der letzte Ton!
Und sargt ihr unter grüner Linde
Mich einstens zu dem holden Kinde,
Ist es des Sängers schönster Lohn.

Vierzig Jahre waren verrauscht, seit Walther unter der Linde sein »Tandaradei« gesungen hatte. An der Grenze von Jüngling und Mann hatte er Wien zum erstenmale verlassen; in der Blüthe seiner Jahre war er zum Wiener Schwertleitfeste gekommen; als ein Greis, von Gram und Entbehrungen gebeugt, zog er abermals in die geliebte Stadt. Der frische Geist und der frohe Muth waren von ihm gewichen, nur in einem hatte er nicht gealtert, noch

## Am Lebensabend

strebte er nach idealer, sittlicher Würde und verlangte, ob auch arm und gering, die Achtung der Welt.

*Ich trete vor den edlen Kranz*
*Der Frau'n und Ritter als ein Greis*
*Und fordere der Ehren Preis*
*Noch mehr, denn in der Jugend Glanz.*

*Der Sommer vierzig sind verrauscht,*
*Dass ich von Lenz und Liebe sang.*
*Wie oft habt ihr der Saite Klang*
*In jungen Tagen einst gelauscht!*

*Da sprang in Wonne uns das Herz.*
*Nun trauert mein's, das eure lacht;*
*Die Fiedel hat mir nichts gebracht,*
*O kommt und lindert meinen Schmerz!*

*Doch müsst' ich auch als ärmster Mann*
*Zu Fusse gehn, so streb' ich doch*
*Nach höchster Manneswürde noch,*
*Wie ich von Kindheit auf gethan.*

*Und bin, ob vom geringsten Blut,*
*Doch reich an Ehren. Tiefgekränkt*
*Ist nur der Mann, der niedrig denkt,*
*Der Hochgesinnte ist mir gut.*

*Heil dem, der für das Höchste glüht,*
*Bis ihm das Auge sterbend bricht!*
*Ein Kranz des Ruhmes sich ihm flicht,*
*Der ewig grünt und ewig blüht.*

Der Dichter wurde willkommen geheissen, freilich nur auf kurze Zeit. Denn bald nach seiner Ankunft beschloss Herzog Leopold, nach dem heiligen Lande zu fahren, und mit ihm verliess auch Walther die Donaustadt, um während seiner Abwesenheit ein bewegtes Wanderleben zu führen. Jetzt treffen wir ihn bei Heinrich, dem Oheim Leopolds, der in Mödling bei Wien residierte; dann wieder zog er durch die grüne Steiermark nach dem Hofe zu Villach, wo Herzog Bernhard von Kärnten der fahrenden Sänger pflag; und von Villach weg begleiten wir den Dichter auf der von pittoresken Gebirgswänden eingeschlossenen Heerstrasse, die über Tarvis nach Pontafel und von dort hinab über Udine nach Aquileja führt.

An den Aufenthalt in Kärnten knüpften sich für Walther keine angenehmen Erinnerungen. Er litt daselbst unter den Bosheiten der Kämmerer, die dem Herzog ins Ohr bliesen, als ob Walther auf ihn zürne und ihn unmilder Behandlung zeihe. In der That aber zürnte der Dichter nicht dem Herrn, sondern dem Diener, der ihm Kleider vorenthalten, welche ihm Bernhard versprochen hatte. — Schmeichlerische Höflinge, sogenannte Hofkläffer, mit dem ewig dienstferti-

gen »Herr« auf den Lippen, verdrehten seinen Gesang, um ihn bei dem Herzog zu verleumden, und endlich machte sich auch unter der Leitung eines gewissen Stolle eine neue Kunstrichtung geltend, welche den alten höfischen Gesang mit seiner kunstvollen Beschränkung zu verdrängen suchte.

## An den Herzog von Kärnten.

*Der Fürst von Kärnten gab mir oftmals Spenden,*
*Will er um ein Versehn sich von mir wenden?*
*Er glaubt, ich zürne? Das sei von mir fern!*
*Ihm ist geschehn, wie manchem milden Herrn:*
*Er leidet doppelt, wenn ich d'runter leide.*
*Er gab Befehl zu einem neuen Kleide,*
*Doch zürn' er andern, wenn ich es nicht sah;*
*Ich weiss gar wohl, wer gerne redet Ja,*
*Der gibt auch gerne, ist es anders da;*
*An dem Zwist sind wir schuldlos alle beide.*

## Die Hofkläffer.

*Es sind die Hunde, die am Hofe bellen,*
*Den Mäusen gleich mit aufgebund'nen Schellen;*
*Wir rufen Schalk, sobald den »Herrn« sie nennen,*
*Gleich wie die Maus wir an der Schelle kennen.*
*O milder Fürst, der du dich mühst um Ehre,*
*Sei mir nicht böse, wenn ich mich beschwere!*
*An deinem Hof entstellt man meinen Sang.*
*Und wärest du nicht und ihr nied'rer Rang,*
*Ich zahlt' es heim mit scharfem Fiedelklang.*
*Wer duldet auch, dass man sein Lied verkehre?*

## Meister Stolle.

*Gleich scharfem Schwert soll meine Fiedel klingen;*
*Was ich erflehte, will ich nun erzwingen,*
*Da man doch Herrengut und Frauengruss*
*Durch trotzige Gewalt erobern muss.*
*Sobald ich singe, klagen sie es Stollen,*
*D'rob ist von Zorn die Ader mir geschwollen.*
*Ich könnte auch unhöfischen Ton anschlagen,*
*In Oestreich lernt' ich singen doch und sagen,*
*Dort will ich mich bei Leopold beklagen,*
*Und so er tröstet, will ich nimmer grollen.*

Mit welch stolzem Selbstgefühle beruft sich hier Walther darauf, dass er einst am ersten Musenhofe seiner Zeit singen und sagen gelernt!

Unterdessen war Herzog Leopold vom heiligen Lande zurückgekehrt und vom Dichter in Aquileja, dessen Patriarch ihn glänzend aufgenommen hatte, empfangen worden. Mit begeistertem Lobe begrüsste Walther

## Leopolds Rückkehr vom Kreuzzug.

*Herzog von Oesterreich, euch ist es so ergangen,*
*Dass wir nach euch, dem Helden, schon verlangen,*
*Und wenn ihr kommt, ihr werdet hoch empfangen!*
*Die Glocken läuten und ganz Wien wird schauen,*
*Als ob ein Wunder angekommen sei.*
*Ihr kommt von Sünde und von Schande frei,*
*Gelobt von Männern und geliebt von Frauen.*
*Und solches Lob verdienet fort und fort,*
*Dass nie ihr höret jenes harte Wort:*
*Es wäre gut, wenn ihr gefallen dort.*

Unter Glockengeläute und dem Jubelruf des Volkes zogen endlich Walther und Leopold in Wien ein. Noch einmal schienen dem greisen Sänger holde Tage zu lächeln. Der Wiener Hof war wieder zu einer bunten Haide geworden, wo man Blumen und Blüthen brach, und es fehlte weder an Kränzlein und Gebände, noch an Frauen zu Tanz und Reihenspiel. Wie behaglich fühlte sich Walther, seit er

## Drei Höfe

*weiss, o wonnigliches Leben!*
*Die Pfannen sausen, und es glühn die Reben.*
*Der Patriarch, der bied're, ist mir hold,*
*Mein zweiter Trost ist Herzog Leopold*
*Von grüner Steier und von Oesterreiche.*
*Wer lebt auf Erden, den ich ihm vergleiche?*
*Von seinen Händen strömt der Gaben Fluth,*
*Und wie man Welf, der längst im Sarge ruht,*
*Noch immer preist, ist auch sein Ohm so gut,*
*Dass ich nicht mehr von Thür zu Thüre streiche.*

Und dennoch, je länger sich Walther am Hofe Leopolds befand, desto unbehaglicher wurde es ihm. Er war eben ein grauer Mann geworden, der sich in die Freuden des jüngeren Nachwuchses nicht mehr zu finden verstand. Wie von jeher Greise zu thun pflegen, lobte auch er die Vergangenheit und schalt die Gegenwart. Insbesonders richtete er seinen Tadel gegen die herrschende Richtung in der Kunst des Gesanges. Ungeschlachte Töne hatten auch in Wien den höfischen Gesang verdrängt, und die Zahl derer, die das edle Singen störten, war ungleich grösser als jener, die es gern vernahmen. Walther folgt einem alten Spruche und hält sich

*sorgsam von der Mühle fern;*
*Wo der Stein sich rauschend schwingt*
*Und das Rad wie Donner klingt,*
*Wer wird da wohl harfen gern?*

*Zürnend muss ich derer lachen,*
*Deren Lieder frech erschallen;*
*Und wie breit sie sich noch machen*
*Und sich selbst so wohl gefallen!*
*Seht im Teich die Frösche dort,*
*Denen so gefällt ihr Schall,*
*Dass verstummt die Nachtigall,*
*Sänge sie auch gerne fort.*

*Gleich dem Vogel auf den Zweigen*
*Möcht' es wiederum erschallen,*
*Wenn die Ungunst müsste schweigen*
*In den herzoglichen Hallen.*
*So von Hof und Burg verbannt,*
*Wand're sie ins Dorf hinaus*
*In der Bauern dumpfes Haus,*
*Wo sie ihre Wiege fand!*

Ja, er beruft sich geradezu

## An Herzog Leopold,

dass er dem Unfug steuere, sonst müsse auch er anfangen, seinen Sang zu verkehren und unhöfisch zu werden.

*In nomine domini! Sprechet Amen!*
*(Das hilft vor Unglück und teuflischem Samen),*
*Verflucht sei, o höret den zürnenden Klang,*
*Wer Freude uns störet und höfischen Sang!*

*Ich habe bisher immer höfisch gesungen,*
*Doch hat mich unhöfische Weise bezwungen,*
*Die ist nun bei Hofe genehmer als ich;*
*Was ehren mich sollte, verunehret mich.*
*O Herzog von Oesterreich, Leopold, sprich,*
*Sonst singe auch ich wie unhöfische Zungen!*

Aber auch sonst hat die Erde für den Sänger ihren Glanz verloren. Er sieht nur noch Gift in den Blumen und sehnt sich aus undankbarer Welt nach den Freuden des Himmels, sich rüstend für

## Die letzte Fahrt.

*Den Lohn der Welt hab' ich ersehn,*
*Was sie mir gab, das nimmt sie mir;*
*Wir scheiden alle nackt von ihr:*
*O Schande, soll's auch mir geschehn!*

*Ich setzte tausendmal für dich*
*Wohl Leib und Seele ein. O Gott,*
*Jetzt, da ich alt bin, treibst du Spott,*
*Und zürn' ich, so verlachst du mich.*

*Nur zu in deinem Uebermuth!*
*Einst wird der Tag des Jammers kommen*
*Und nimmt dir, was du uns genommen,*
*Wenn dich versengt der Hölle Gluth!*

*D'rum rüste, Seele, dich zur Fahrt!*
*Ich habe manchem oft und viel*
*Das Herz erfreut durch Saitenspiel,*
*Hätt' ich nur selber mich bewahrt!*

*Wann Erdenliebe ich erhob,*
*Kam Seele in des Zornes Brand:*
*Nur wahre Minne hat Bestand,*
*Ein Wahnsinn, sprach sie, ist dein Lob.*

*Lass Erdenliebe, sie zerbricht,*
*Und halte Gottesminne werth!*
*O glaube mir, die du begehrt,*
*Sie ist die echte Liebe nicht!*

Bei solchen Klängen dürfen wir uns nicht wundern, wenn der Wiener Hof des Dichters überdrüssig wurde und die Schwächen seines Alters verspottete. Walther verstand eben die Welt und die Welt ihn nicht mehr. Als endlich auch Leopold der ewigen Klagen müde war und den Freund, wenn auch nur scherzend, in den Wald wünschte, gab dieser, unbesonnen genug,

## Die Verwünschung

in gereizter Stimmung an den Herzog zurück.

*O wünsche mich ins Feld und zu den Leuten,*
*Nicht in den Wald, ich kann ja doch nicht reuten!*
*Sie sehen mich, ich seh' sie gerne an,*
*Du wünschest Böses einem Biedermann.*
*Bannst du mich fort, so thust du mir zuleide;*
*Gesegnet sei der Wald und auch die Haide!*
*Sie sind für dich. Was doch dein Unmuth sprach.*
*Ich wünsche dir der Tannen dunkles Dach,*
*Weidmanns Gemach, doch du mir Ungemach.*
*Dir Wald, mir Feld! So freuen wir uns beide.*

Bald nach diesem Spruche nahm Walther die Fiedel auf den Rücken und sagte Wien das letzte Lebewohl. Zwar trat die Donaustadt in ihrem sinnlich reizendsten Gewande noch einmal an den Sänger heran und suchte ihn mit süssen Worten an sich zu locken; jedoch umsonst.

## Walther und Vindobona.

### Vindobona.

Wie, du zürnest? Gib, o Walther,
Deine Fiedel nur von dir!
Warum musst du, gleich dem Falter,
Ewig wandern? Bleibe hier!
Sieh, du zitterst und musst weinen,
Und bist sonst doch nicht so weich —
Wie so hart mag dir's erscheinen,
Dass du gehst aus Oesterreich!

### Walther.

Scheiden muss ich mit verweinten
Augen über dich, o Welt.
Glücklich, wer aus tausend Freunden
Einen noch am Busen hält!
Warum klagt man, dass die Alten
Wandern in die Gruft hinab?
Hoffnungsreiche Kinder falten
Ihre Hände an dem Grab.

Doch dass Ehre, Zucht und Treue
Aus der Welt geflohen sind,
Klagt man nicht, obschon die dreie
Scheiden erblos, ohne Kind.

Ueber Thal und über Hügel
Zu des Himmels ewiger Pracht
Heben sich der Seele Flügel
Aus der Erde dunkler Nacht.

**Vindobona.**

Glätte deiner Stirne Falten,
Blicke nicht so lebensmatt!
Habe ich nicht stets gehalten,
Was dein Herz von mir erbat?
Sieh die Stadt zu deinen Füssen,
Wie es singt und klingt und klirrt!
Kehre um, du sollst geniessen,
Bis die Stunde dich entführt!

**Walther.**

Fort! Ich hab' zu lang gesogen,
Welt, an deinem süssen Gift,
Und du hast mich nur betrogen.
Eine Zaubermärchenschrift
Las ich einst in deinen Augen,
Die mir lächelten so lieb;
Lust und Liebe wollt' ich saugen,
Der ich arm an Liebe blieb.

**Vindobona.**

Eins nur, Walther, lass dich flehen,
Da ich dich nicht halten mag:
In den einsam bittern Wehen
Denke an so manchen Tag,
Den du hier im Paradiese
Oesterreichs genossen hast,
Da du auf der Blumenwiese
Mit der Tänzerin gerast!

## Walther.

Schmeichlerin, ich kehre nimmer,
 O, ich kenne deine Art,
Falsch und flitternd ist dein Schimmer;
 Nach der Herberg geht die Fahrt.
Wo ich hin seh', aller Orten
 Ist's so bitter und so bang:
Ich bin alt und lass geworden,
 Auf, es ist mein letzter Gang!



## Walthers Heimgang.

Wie heissen wir nach grollendem Ungewitter den Bogen willkommen, der siebenfarbig vom Himmel zur Erde springt! Es ist der Bogen des Friedens, und derselbe Gott, der den Donnerkeil geschwungen und die hundertjährige Eiche gespalten hat, wallt jetzt auf bebender Brücke und streut Versöhnung über Himmel und Erde. Auch ich führe Sie aus dem Sturme des Lebens zu Versöhnung und Frieden. Im stillen Gemach seines Würzburger Heimes, durch dessen Fenster die sinkende Sonne blutige Rosen streut, kniet Walther vor dem göttlichen Bilde. Ganz ein Kind seiner Zeit, ist auch er von frommer Begeisterung zur Mutter des Herrn beseelt; andachtsvoll vertieft er sich in das hohe Geheimnis der jungfräulichen Geburt und wird nicht müde, die waltende Gebieterin auf hohem Throne Salomons als Balsamite, die würzduftende, und Margarite, die Perle, zu verherrlichen. Christus ist ihm das Wort, das zu Fleisch geworden, um die sündige Menschheit zu erlösen, von Ewigkeit her ist er eins mit Gott dem Vater und dem heiligen Geist.

*Zu dir ich hebe meine Hände,*
*O heilige Dreifaltigkeit,*
*Die ohne Anfang du und Ende,*
*Stets eins bist in der Wesenheit.*

*O sende mir das Licht der Gnade,*
*Ich habe dich so schwer gekränkt,*
*Da von der Tugend rauhem Pfade*
*Der Fürst der Hölle mich gelenkt.*

*Mit deinem Flammenschwert vernichte*
*Den bösen Feind, der uns bethört*
*Und trotz dem göttlichen Gerichte*
*Die Sinne wider dich empört.*
*Er wird besiegt vor dir sich winden,*
*Da seine Macht wie Spreu zerstob,*
*Doch jubelnd wird die Erde künden*
*Die Kraft des Herrn, die uns erhob.*

*Halleluja, Halleluja!*
*Denn die Hölle steht verzagt,*
*Die in Sünde uns gejagt.*
*Dir auch, reine Himmelsmagd,*
*Halleluja sei gesagt!*
*Durch dein Kind im Stalle nackt*
*Hat die Erde neu getagt.*

*Magd und Mutter du, o schaue*
*Deiner Christen bange Noth,*
*Gleich dem grünen Stabe Aarons,*
*Jungerglühend Morgenroth!*
*Du des Tempels Pforte, welche*
*Keinem sich erschlossen hat*
*Und durch die des Himmels hehrer*
*König aus und ein nur trat;*
*Wie durch ganze Fensterscheiben*
*Sonne wirft den gold'nen Schein,*
*Hast du Christum einst geboren*
*Und bliebst Jungfrau keusch und rein.*

*In hellem Brand*
*Der Busch einst stand,*
*Und er grünte lustig fort;*
*Funken sprühn,*
*Doch es glühn*
*Seine Blätter unverdorrt.*
*So die reine*
*Magd alleine*
*Dich empfieng, das Gotteswort,*
*Da sie ohne Manneslist,*
*Was kein Sterblicher ermisst,*
*Deine Mutter, Jesu Christ,*
*Göttlich rein geworden ist.*

*Halleluja, Halleluja!*
*Denn verschwunden ist die Nacht,*
*Seit zu Bethlehem im Stall*
*Jesus ob der Menschen Fall*
*In Mariens Schoss geruht*
*Und am Kreuz mit seinem Blut*
*Von uns wusch der Sünden Fluth,*
*Welche Evas Schuld gebracht.*

*Sohn und Vater, ach, o sendet*
*Uns herab den heiligen Geist,*
*Der ans dürre Herz sich wendet*
*Und mit süssem Trank es speist;*
*Denn es siechen aller Orten,*
*Wie an Werken so an Worten,*
*Die zu Christus sich bekennen*
*Und vor heisser Sehnsucht brennen*
*Nach der Lehre echt und rein,*
*Wie von Rom sie einst geflossen;*
*Schenkte man sie also ein,*
*Würde Gottes Huld uns sprossen.*

*O Maria, sonnenreine,*
*Lichte Rose ohne Dorn,*
*Stille deines Sohnes Zorn,*
*Dass er gnädig uns erscheine!*
*Engel dir zum Preise singen*
*Und durch alle Welten klingen*
*Lieder dir und deinem Sohn;*
*Bitte du vor Gottes Thron*
*Für uns Arme, schuldbeladen,*
*Dass er durch den Quell der Gnaden*
*Uns gewähre ewigen Lohn!*

»Wie beim Sinken der Sonne die Thäler sich in Schatten hüllen und bald nur noch die höchsten Gipfel beleuchtet stehen«, so entschwand auch dem Dichter alles Irdische. Er hat von der Welt Abschied genommen und auf all ihr Flehen, sie nicht zu verlassen, weiss er nur eine Antwort: Ich will zur Herberge fahren. Und was ist zunächst diese Herberge, die ihn für die Freuden der Welt entschädigen soll? Es ist das heilige Land, die durch den Gottmenschen verklärte Erde, von welchem die Schwelle zum Himmel führt, denn der Tod unter dem Banner Christi wird zur Auferstehung im Jenseits. Da tönte in sein einsames Stilleben die Kunde, dass Friedrich II. kreuzfahre.

Ueber hundert Jahre waren dahingegangen, seit der hagere Mönch von Amiens durch die Länder des Abends ritt und mit beredter Zunge von den Leiden und Mühsalen sprach, welche das heilige Grab und dessen Pilger zu erdulden hatten. Wie Feuerfunken im Wehen des Sturmwinds zur furchtbaren Flamme wachsen, so schwoll auch die Begeisterung für das heilige Land in den Herzen der Abendländer zu jenem religiösen Wahnsinne an, der die Züge nach dem heiligen

Lande hervorrief, die wir mit dem Namen »Kreuzzüge« bezeichnen. Spät aber um so tiefer ergriff die Begeisterung den Deutschen, und nun trieb es den Ritter von den Höhen der Felsburg, den Bürger von dämmernder Werkstatt, den Bauer von einsamer Dorfflur, und in unabsehbaren Schwärmen gieng es die Donau abwärts, in deren Wellenrauschen das Lied der Fahrenden scholl, wie man die himmlische Krone erringe oder wie Siegfried den schuppigen Drachen schlug und gleissenden Hort gewann.

Die leidenschaftliche Gluth hatte sich indessen abgekühlt. Dem feenhaften Orient war der räthselhafte Schleier genommen, und all die Träume von kunstreichen Schätzen, welche die Zwerge im Innern der Erde schmieden, zerstoben vor den furchtbaren Gestalten, in welchen der Tod an die Fahrenden herantrat. Und dazu blitzte noch immer der Halbmond vom Berge Golgatha; für Christus wurde gestritten und Allah hatte gesiegt. Was frommte es, wenn Walther den himmlischen Heerschaaren das Lob versagt, weil sie bisher so lau gewesen und den Heiden zu schaden unterlassen haben! So verliess er denn noch einmal sein Würzburger Heim, um vom Kaiser dazu aufgefordert das Kreuz zu predigen. Abermals zog durch die christlichen Länder die trübe Ahnung vom nahenden Weltuntergange. Im Hinblick auf den gewaltigen Orkan, der im Dezember 1227 Deutschland verheert hatte, verkündete Walther einen grossen Sturm als einen der vielen Vorboten des jüngsten Tages, um die Blicke nach oben zu lenken und das deutsche Volk zur Kreuzfahrt anzuspornen.

## Der grosse Sturm.

*Ruft dreimal weh, es kommt ein Sturmesbrausen,*
*Von welchem ihr schon singen hört und sagen,*
*Der wird mit Grimm durch alle Länder sausen,*
*Dass laut ertönt der frommen Pilger Klagen.*
*Baum wird an Baum und Thurm an Thurm zerschlagen,*
*Dem Stärksten schleudert er das Haupt herab;*
*O lasst uns fliehen nach dem heiligen Grab!*

*Ruft dreimal weh, wie in dem deutschen Lande*
*Verstand und Ehre, Gold und Silber schwinden!*
*Wer diese hat und bleibt zurück mit Schande,*
*Dem wird der Lohn des Himmels sich entwinden.*
*Er wird nicht Huld bei Frau'n und Engeln finden:*
*Ein armer Mensch auf Erden und vor Gott,*
*Muss er sich fürchten vor der beiden Spott.*

*Ruft dreimal weh, uns Faulen ist entrissen*
*Die Lust der Erde und des Himmels Lust;*
*Wir haben keiner Arbeit uns beflissen,*
*Da nur der Lenz zu locken uns gewusst.*
*Mit flüchtigen Blumen schmückten wir die Brust*
*Und hörten auf der Vöglein kurzen Sang,*
*Wohl dem, der nur nach ewigen Freuden rang!*

*Ruft dreimal weh, die wir mit Grillen sangen,*
*Statt dass wir dachten an die Winterzeit*
*Und mit Ameise um die Wette rangen,*
*Die nun geniesst der Sommeremsigkeit.*
*Es ist der alte, ewige Erdenstreit:*
*Der Thor verachtet stets der Weisen Rath,*
*Dort wird man sehn, wer hier gelogen hat.*

Wohl spricht aus den nun folgenden Kreuzliedern nicht mehr jene unmittelbare Wärme, wie sie in den Gedichten schmerzlicher Weltentsagung herrscht, doch sind sie immerhin in einem Tone gehalten, der mächtig genug war, um an die Herzen reuiger Christen zu schlagen.

singt er,

## Das Land,

*das reine,*
*Ist hilflos und alleine,*
*Jerusalem, o weine,*
*Dass du vergessen bist.*
*Wie sich die frechen Heiden*
*An deiner Knechtschaft weiden.*
*O lass dich solcher Leiden*
*Erbarmen, Jesu Christ!*

*Ihr Christen auf, von dannen,*
*Lasst uns mit Kreuz und Fahnen*
*Den Weg zum Himmel bahnen*
*Durch das gelobte Land!*
*Gott will mit Heldeshänden*
*Den Tag des Jammers enden*
*Und ewige Wonnen spenden*
*Für Kreuz und Schildesrand.*

Ja, die Schwingen der Phantasie trugen den Dichter sogar über Land und Meer, und er betrat im Geiste den hehren Boden, wo Christus geboren wurde, sah den Jordan, wo er die Taufe empfieng, und den Berg Golgatha, auf dem er am Kreuze starb. Als ob er selbst im heiligen Lande gewesen wäre, singt er ein Lied:

## Im gelobten Lande,

bestimmt, von jenen gesungen zu werden, die als Wallfahrer die heilige Stätte betraten:

*Nun erst leb' ich recht im Werthe,*<br>
*Seit mein Sünderauge sieht*<br>
*Jene gottgeweihte Erde,*<br>
*Die in höchster Ehre blüht.*<br>
*Mein ist, was ich stets erbat,*<br>
*Da den Boden ich betrat,*<br>
*Wo einst Gott gewandelt hat.*

*Was ich auch an schönen Reichen*<br>
*Auf der Wanderfahrt gesehn,*<br>
*Keines kann sich dir vergleichen,*<br>
*Wo der Wunder viel geschehn.*<br>
*Hehr vor aller Engel Schaar,*<br>
*Eine Magd ein Kind gebar,*<br>
*Ob das nicht ein Wunder war?*

*Hier liess sich der Reine taufen,*<br>
*Dass der Mensch gereinigt sei;*<br>
*Liess für uns sich hier verkaufen,*<br>
*Dass wir Knechte würden frei.*<br>
*Und aus Speer und Kreuz und Dorn*<br>
*Floss uns zu der Gnade Born,*<br>
*D'rob erglüht der Heiden Zorn.*

Aus der Pforte des Grabes stieg Christus in den Schlund der Hölle, warf den bösen Feind nieder, hob sich wieder empor und durchbrach zum Entsetzen der Juden die Hut der Wächter. Vierzig Tage weilte er noch im Kreise der Jünger, dann fuhr er zum Reich

des Vaters auf, von wannen er wieder kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Darum, auf für Christus und Jerusalem!

*Christen, Juden, Heiden sprechen,*
*Dass dies Land ihr Erbe sei;*
*Diesen Streit wird Gott zerbrechen,*
*Er bei seinen Namen drei.*
*Alle Welt begehrt das Land,*
*Gott hat uns es zuerkannt*
*Uns auch sei es zugewandt!*

Wie gern wäre auch Walther über die See gezogen! Ihn fesselte nichts mehr an diese Erde, aus der alle Freude geflohen war; aber der wanderlustige Mann war zu alt geworden, um durch Speerwurf die Krone des Himmels zu verdienen.

In der Elegie »Einst und Jetzt«, der schönsten und tiefstempfundenen Dichtung Walthers, nimmt der Dichter von der Welt Abschied, auf der er »nie auch nur einen halben Tag ganzer Freude genossen hatte«. Wie ein verblasster Traum liegt die Zeit der Jugend hinter ihm. Noch einmal lässt er vor seinem Geist die geliebte Heimatstätte vorüberziehen, über welche die Zeit mit so ändernder Hand hinweggegangen war. Und wie über die Heimat, klagt er auch über das verwandelte Vaterland, von dem alle Zucht und Sitte gewichen und dessen Haupt, sein geliebter Kaiser, unter dem Fluche des Bannes litt. Glücklich derjenige, der sich aus dieser Welt des Jammers nach dem heiligen Lande retten kann, um für Christus zu sterben. Die Seele des Dichters aber schwebt bereits aufwärts nach den lichten Regionen des Himmels, um dort oben zu finden, was ihm die Erde versagt hatte: Ruhe und Frieden.

# Einst und Jetzt.

*O weh, wohin entschwunden ist mir so manches Jahr?*
*War nur ein Traum mein Leben oder ist es wahr,*
*Was ich auf Erden schaute mit meiner Augen Licht?*
*Gewiss, ich hab' geschlafen und ich weiss es nicht.*
*Und nun bin ich erwachet und ist mir unbekannt,*
*Was ich vor Zeiten kannte wie meine andre Hand.*
*Wo ich als Kind gewandelt auf meiner Heimat Höh'n,*
*Sieht man mich an, als hätten sie niemals mich gesehn.*
*Die mir Gespielen waren, wie träg sind sie und alt!*
*Wo einst im heiligen Dunkel gerauscht der Tannenwald,*
*Da seh' ich stolze Pflüge die tiefen Furchen ziehn,*
*Nur du, geliebtes Wasser, strömst noch wie sonst dahin.*
*Ja selbst der Freund, von dem ich einst schied mit warmem Kuss,*
*Geht jetzt an mir vorüber und schenkt mir keinen Gruss.*
*D'rum weh mir, wenn ich denke an manchen schönen Tag,*
*Der mir dahin zerronnen, wie in das Meer ein Schlag,*
*Für immer, weh, o weh!*

*O weh, wie traurig blicken die Jünglinge vor sich,*
*Sie, denen nie vor Kummer die Wange sonst erblich!*
*Auf ihren Schultern lasten nun Sorgen bang und schwer,*
*Wohin der Blick sich wendet, ist alles freudenleer.*
*Kein Tanz auf grüner Haide, kein Lachen, kein Gesang,*
*Man sah noch nie die Christen so jammervoll und bang.*
*Wie auf dem Haupt der Frauen das Stirngebände ruht,*
*Und wie sich bäurisch kleiden die Ritter hochgemuth!*

*O Deutschland, armes Deutschland, wohl hast du Grund zu klagen,*
*Rom hat dich nie gesegnet, du hast jüngst Bann ertragen.*
*Das thut mir weh, o glaubt mir, einst war's so wonnevoll,*
*Dass ich, anstatt zu lachen, nun weinen, weinen soll.*
*Die Vöglein selbst im Walde betrübet unser Klagen,*
*Was Wunder, muss ich Aermster darüber ganz verzagen?*
*Was sprichst du? Nein, es war ja der Zorn nur, der so sprach,*
*Wer Erdenwonne folget, verliert den Himmel, ach*
*Für immer, weh, o weh!*

*O weh, wie lieblich duften die Blumen dieser Welt!*
*Und doch ist all ihr Honig vergiftet und vergällt.*
*Es ist die Welt von aussen so weiss, so grün, so roth,*
*Doch sieht man sie von innen, ist schwarz sie wie der Tod.*
*Wer nun durch sie verleitet, der komm', ich weiss ihm Rath;*
*Der Büsser findet Gnade für schwerste Missethat.*
*Auf, Ritter, auf, und haftet euch an des Kreuzes Bild!*
*Wozu tragt ihr die Helme, wozu den festen Schild,*
*Wozu die lichten Ringe und das geweihte Schwert?*
*O Gott, dass ich auch wäre für dich zu streiten werth!*
*Ich armer Mann, ich könnte verdienen reichen Sold.*
*Nicht Ackerland, nicht Burgen und nicht der Herren Gold —*
*Die Himmelskrone selber möcht' auf dem Haupt ich tragen,*
*Die der geringste Söldner durch Speerwurf kann erjagen.*
*O dass ich ziehen könnte mit euch wohl über die See,*
*Wie würd' ich singen und jubeln: Heil mir! und nicht: O weh,*
*O nimmer: Weh, o weh!*

Es war ein Maiabend des Jahres 1230. An Walthers Fenster schlugen die grünen Zweige, draussen sangen die Lerchen.

»Abend wird's, die Sonne schwindet;
Lasset in ihr Angesicht
Grüssend mich noch einmal schauen,
Eh' das Auge sterbend bricht!

Führet mich hinaus zur Linde,
Die so lustig grünt und blüht!
Nur noch einmal möcht' ich hören,
Nachtigall, dein süsses Lied!«

Walther sprach es, und zur Linde
Ward der Sängergreis gebracht.
Sinnend sass er, bis die Sonne
Ihn zum letzten angelacht.

Auf den Bergen ward es dunkel,
Dämm'rung sank schon fern und nah,
Und noch immer sass der Sänger
Wie in sich verloren da.

Blumen schliefen, selbst die Quelle
Zwang sich zu gelindem Lauf;
Auf der blauen Bahn des Himmels
Zogen Stern an Stern herauf.

Plötzlich wie aus andern Welten
Ein geheimnisvoller Klang,
Rauschte aus der Linde Wölbung
Einer Nachtigall Gesang.

Zitternd wandelten des Liedes
Wellen durch die Maiennacht;
Walther lauschte und sein Auge
Glomm in überirdischer Pracht.

Was er sang, gewann Gestaltung,
Und es drängten sich sogleich
All' die Kinder seiner Muse
An ihn, Lied und Spruch und Leich.

Kosend schmiegte eins vor allen
Sich an Sängers bleichen Mund:
Kennst mich, Vater? Ach, du sangst mich,
Als dein Herz von Liebe wund.

Mit der Nachtigall wetteifernd
Tönte deine Melodei,
Und du herztest und du küsstest
Und du riefst: Tandaradei!

Doch das Kind der heit'ren Muse
Drängte weg der ernste Spruch:
Ich bin's, Meister; an die Felsen
Romas schlug dein harter Fluch;

Und der Fels begann zu wanken,
Doch der Himmel blieb dir gut;
Was du sprachst, es kam aus tiefster,
Aus des Glaubens reinster Gluth.

Nimmer frommt's, dass ihr an Minne
Und an Fluch den Meister mahnt,
Rief das herrlichste der Kinder:
Segne mich, das Vaterland!

Dem zu Ehren du gesungen,
Wie vor dir kein Sängerthum;
Wann es wächst und grünt und blühet,
Blüht es einzig dir zum Ruhm.

Von den Genien der Muse
So umwispelt und umweht,
Hob der Dichter seine Hände
Zu dem innigsten Gebet:

»Sei gesegnet, deutsche Erde,
Schirme dich der deutsche Gott,
Dass dir Sieg und Einheit werde
Und der Freiheit Morgenroth!«

Betend also sank der Müde
An der Linde Stamm zurück,
In die laue Maienmondnacht
Floh zum letztenmal sein Blick.

Und wie leise jetzt verklungen
War der Nachtigall Gesang,
Auch der Geist des edlen Sängers
Sich empor zum Himmel schwang.

Im stillen Grashof des neuen Münsters hat Walther den Frieden gefunden, der ihm auf Erden versagt war. Dort

*»Im Lorenzgarten zu Würzburg*
*Grünt alt und müd ein Baum,*
*Seine Zweige suchen die Erde,*
*Bewegen im Winde sich kaum.*

*Doch manchmal küssen sie leise*
*Einen bemoosten Stein,*
*Dem grub zu andern Zeichen*
*Die Zeit ihr Zeichen ein.*

*Jahrhunderte lang schon hält er*
*Unter dem Baume Ruh',*
*Deckt treulich die Gebeine*
*Eines edlen Dichters zu.*

*Aus dessen Brust befreite*
*Sich einst ein Liederstrom*
*Voll inniger Liebe zu Deutschland*
*Voll kühnen Zornes auf Rom.*

*Er sang zu Gottes Ehre,*
*War fromm und wahr und rein*
*Und wob den deutschen Frauen*
*Ums Haupt einen Heiligenschein.*

*Es blühten die Blumen schöner,*
*Wenn er den Frühling sang,*
*Die Vöglein zwitscherten leiser,*
*Kam er den Wald entlang.*

*Auch sind ihm treu geblieben*
*Die Vögel immerdar,*
*Sie konnten's nicht vergessen,*
*Wie gut er ihnen war.....«*

Die Sage kündet nämlich, Walther habe testirt, dass man auf seinem Grabstein den befiederten Sängern Wasser und Weizen reiche.

*»Und gehorsam dem Gebote, das er noch im Sterben gab,*
*Fütterten die Mönch' all' Vögel mittags auf des Sängers Grab.*
*Und der kleinen Minnesänger flogen immer mehr und mehr*
*Selbst im Regen, selbst im Sturme auf das Grab des Sängers her.*
*Auf der riesigen Lind' am Kreuzgang, auf des Stifters Wappenschild,*
*Ob dem Eingang, auf den Gräbern, auf des Sängers steinern Bild,*
*Auf dem Kreuzstock jedes Fensters, auf der Thürme Schloss und Band*
*Stritten sie den Streit der Wartburg, den der Sänger einst bestand,*
*Sangen sie in lustigen Weisen Lieder voller Lob und Freud',*
*Und aus ihren Kehlen schallte hell der Name: Vogelweid'!«*

Dies währte, fährt die Sage fort, so lange,

*bis einst sprach ein Aebtlein feist:*
*Aufwand! Mit dem Mehl des Brotes Fastende, nicht Vögel speist!«*

Und so geschah es, dass der für die Vögel bestimmte Weizen in Semmeln verwandelt und an Walthers Jahrestage den Chorherrn des Münsters gegeben wurde. Man mag diese Sage als »sentimentale Schmarotzerpflanze« auch noch so angreifen und das Plumpe und Unwahrscheinliche derselben nachzuweisen suchen, sie bleibt immerhin lieblich und zart und gibt dem milden und liebevollen Sinne Walthers ein würdiges Zeugnis.

Das Grab ist längst versunken und vergessen; aber ein gütiger Stern hat uns eine treffliche Inschrift bewahrt, die an unserem Dichter drei wesentliche Eigenschaften hervorhebt, dass er als Lyriker die Blüthe des Ausdrucks, als Spruchdichter der Mund der Pallas und als Mensch die Rechtschaffenheit selbst gewesen sei. Sie lautet:

*Pascua, qui volucrum vivus, Walthere, fuisti,*
*Qui flos eloquii, qui Palladis os, obiisti!*
*Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,*
*Qui legit, hic dicat: Deus istius miserere!*

*Der du bei Leben, o Walther, gewesen der Vögelein Labe,*
*Blume des Worts und Mund der Pallas, du schläfst nun im Grabe.*
*Dass du die Krone des Himmels erlangest, der Redlichsten Einer,*
*Sage, wer immer dies liest: Der Herr erbarme sich seiner!*

Wir aber wollen von dem Grabe des Dichters mit dem Wunsche Hugos von Trimberg scheiden:

*Herr Walther von der Vogelweide,*
*Wer sein vergäss', der thät' mir leide.*



aber
t be-
igen-
üthe
llas
sen

ein

fst

d-

ch

s

Druck von Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.

